

h. lig. g. 789

<36603757690012

<36603757690012

Bayer. Staatsbibliothek



MARCUS HERZ

d. A. D. Arztes am Lazareth der jüdischen Gemeinde zu Berlin, K. Pr. Prof. der
Philosophie, Hochf. Waldeckf. Hofraths und Leibarztes

V E R S U C H

über den

G E S C H M A C K

u n d

die Urfachen seiner Verschiedenheit.



N. 186.

Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.

BERLIN, 1790.

Bey Christian Friedrich Vofs und Sohn.

١٦

VORBERICHT

ZUR ZWEYTEN AUFLAGE.

Der gegenwärtige Aufsatz über den *Geschmack*, eine meiner frühesten Jugendarbeiten, erschien zuerst im Jahre 1776. Der geringe Grad von Aufmerksamkeit, den er mir damals zu erregen schien, entsprach vollkommen dem geringen Werthe, den ich selbst auf ihn legte, und — allenfalls noch itzt legen würde, wenn nicht, wie es zuweilen geschieht, hier und da ein Freund von Einsicht mich versicherte, manches darin zu finden, das der gänzlichen Verwahrlosung entrissen zu werden verdiene, und manches das

einer sorgfältigern Ausführung nicht völlig unwürdig sey. Vorzüglich hat eine scharffsinnige und durchdachte Beurtheilung dieses Versuches in der *Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste* *) mich veranlaßt, einen Theil der Muße, die ich meinen von Untersuchungen dieser Art so weit abstehenden Berufsgeschäften abgeizen konnte, auf das Durchsehen, Umändern und Befeilen desselben zu verwenden.

Die hinzugekommenen Verbesserungen bestehen hauptsächlich in der genauern Zergliederung der Baumgartenschen Erklärung des Begriffes *Schönheit*, und der deutlichern Auseinandersetzung meiner angegebenen Regel für die *Haltung*. Die übereilte Kürze, mit der ich in der vorigen Ausgabe die Verkettung dieser Haltingsregel mit der allgemeinen Regel der höchsten Glückseligkeit hingeworfen hat-

*) B. 21. St. 1. S. 255 u. f.

te, mußte nothwendig Mißverständnisse veranlassen und Schwierigkeiten erregen, die einem Manne, wie meinem Beurtheiler, nicht entgehen konnten. Ob, und wie weit es mir gelungen seyn mag, durch die ausführlichere Erläuterung meiner Idee diese zu heben, muß ich der Entscheidung meiner Leser überlassen.

Von dieser Erläuterung bin ich natürlicherweise auf eine etwas vollständigere Entwicklung meiner Meynung von der Allgemeinheit der Sittenlehre überhaupt geführt worden. Und ob schon ich mir, bey dem jetzt fast herrschenden System, in Ansehung des angegebenen obersten Grundsatzes der Sittlichkeit, keine allgemeine Beystimmung versprechen darf: so bilde ich mir doch ein, daß er nicht ganz unwerth sey, einigermaßen in Erwägung gezogen zu werden. Es ist wohl möglich, daß es mehr an mir als an der Sache liegt, wenn ich mich des Gedankens

nicht erwehren kann, daß ein sittliches Grundgesetz erforderlich und auch notwendig *da* sey, welches weder an den unstätigen Seilen der Empfindungen schwanke, noch auf einer aus der übermenschlich idealisirten Menschheit erhobenen *Idee* beruhe, an der zwar, streng erwogen, ihr menschlicher Gefühlsursprung nicht zu verkennen ist, die aber dennoch, um in ihrer völligen Reinigkeit gefaßt, noch mehr aber, um an ihrer Hand durch den Wirbel stürmender Gefühle sicher geleitet zu werden, selbst schon die vollkommenste sittliche Oekonomie in dem Menschen im voraus heischt; sondern ein solches, das aus einer klaren jedem Menschenauge durchsichtigen Quelle entspringt, und ein Ziel aussteckt, nach welchem zu streben das Menschengeschlecht sich allgemein gedrungen *fühlt*, ohne daß erst die tiefforschende Vernunft es nöthig hat, dieses Ziel aus dem verborgensten Winkel der Seele

hervorzuarbeiten, und den Menschen zum Verlangen nach demselben treiben zu dürfen. Das Geschäft der Vernunft kann nur das *Erreichen* seyn; das *Erreichen wollen* muß sie selbst überall bey dem Menschen voraussetzen. — Diese klärere Quelle habe ich geglaubt in der Stimme der Natur, das ausgesteckte Ziel in dem *fortdauern-*den Genuße der Glückseligkeit, und dessen Erreichung in der verhältnißmäßigen Ausbildung aller uns verliehenen Fähigkeiten zu finden. Mag es seyn, daß die Bedingung einer künftigen Fortdauer an meinem Grundsätze eine Schwäche scheint! ich muß es gestehen, daß ohne sie (obschon nicht ohne Bedingung eines Daseyns Gottes) ich mir durchaus nur eine *privat kluge*, nie eine *allgemeine würdige* Sittlichkeit denken kann.

Von den übrigen Erinnerungen meines scharffinnigen Recensenten haben mir einige zu merklichen Veränderungen bald

VIII VORBERICHT ZUR ZWEYTEN AUFLAGE.

im Ausdrücke bald in den Wendungen
Anlaß gegeben. Alle habe ich ohne
völlige Zerrüttung meines ganzen Planes
theils nicht benutzen können, theils
nicht benutzen mögen, da ich keine hin-
reichende Ursache fand, gewisse Meynun-
gen, die der Psycholog bloß aus seinem
individuellen Selbstgeföhle zu schöpfen
vermag, und die andern gar wohl anders
scheinen können, zurückzunehmen.

*Die tausendfältigen Gedanken vieler
Verschiedner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meynung widersprechen, faßt
Der Weise klug in Eins, und scheut sich nicht
Gar manchem zu missfallen, daß er manchem
Um desto mehr gefallen möge.*

TORQUATO TASSO.

VORBERICHT

ZUR ERSTEN AUFLAGE.

Gegenwärtige Schrift ist keine von den verachteten Schönen, die vergebens ihre Reize um die Gunst des Fürsten verwenden, und nun unentschmückt sich darstellt, um den üblen Geschmack des Wählers anzuklagen und ihren beleidigten Stolz zu rächen. Sie hat nie um diese Gunst mitgeworben. Das Schnupftuch war bereits einer würdigen zugeworfen, als es ihr erst einfiel, ihren Putz anzulegen und

sich sehen zu lassen, in der Meynung neben der schönern gekrönten noch einen Platz zu finden. Sie will keine Eroberungen machen, sie will nur gefallen.

Herrn *Herders* vortrefliche Preisschrift ist bereits im vorigen Jahre erschienen, *) als der Verfasser des gegenwärtigen Versuches erst darauf gebracht wurde, in den Erholungstunden seiner Berufsgeschäfte über den nehmlichen Gegenstand nachzudenken, das Gedachte niederzuschreiben und das Niedergeschriebene dem Publikum mitzutheilen. Der Leser beyder Schriften wird von selbst ihre geringe Abweichung von einander in Ansehung

*) Ursachen des gesunkenen Geschmacks bey den verschiedenen Völkern da er geblühet.

des Resultats bemerken. Ihre Verschiedenheit betrifft nur die betretene Bahn, nicht das Ziel. Herrn Herders allgemeines Genie und ausgebreitete Bekanntschaft mit der Litteratur aller Jahrhunderte haben ihn von der Erfahrung zur Untersuchung geführt; der Mangel an diesen Gaben und besondere Liebe zur synthetischen Spekulation haben unsern Verfasser zum entgegengesetzten Pfade verleitet: von der Untersuchung zur Erfahrung. Es giebt der Wege zu jeder Wahrheit mancherley: einer ist der kürzeste, ein anderer der bequemste, ein dritter der anmuthigste. Laune, Temperament und Geschäfte bestimmen des Wanderers Wahl, diesen oder jenen einzuschlagen.

XII VORBERICHT ZUR ERSTEN AUFLAGE.

Der Verfasser erbittet sich übrigens die Aufmerksamkeit der Weltweisen auf seine Idee von der *Haltung*. Er hält diesen Gegenstand für ungemein wichtig in der ganzen Geschmackslehre, und für allzu wichtig, als daß ihm nicht jede unpartheyische Prüfung willkommen seyn sollte; besonders da er sich noch in den Jahren befindet, in welchen der Geist am gelehrigsten und dessen Kräfte am gelenkigsten sind.

Im März 1776.

I N H A L T.

Erster Abschnitt

Seite 1

Die Untersuchung über das Steigen und Fallen des Geschmacks fällt mit der Untersuchung der zum Geschmack erforderlichen Seelenfähigkeiten zusammen — Bestimmung des Begriffes *Geschmack* im gemeinen Leben — Weites Gebiet des Geschmacks und der Schönheit — Berichtigung der Baumgartenschen Erklärung der Schönheit — *Sinnliche* und *vernünftige* Erkenntniß. — Auffallende Verschiedenheit beyder — Einzelheit und Allgemeinheit ihrer Gegenstände; Leiden und Thätigkeit unfres Zustandes, Privat- und Allgemeingültigkeit — Vollkommenheit und Unvollkommenheit — Vorstellung von Realitäten und Verneinungen, ist das Wesen der angenehmen und unangenehmen Empfindungen des Gefallens und Mißfallens eines Gegenstandes und dessen *Werthes* — Der *Werth* ist eine relative Eigenschaft eines Dinges, und hat einen zwiefachen Erkenntnißgrund — *Mittel-* und *unmittelbargefälliges*, *gutes* und *angenehmes* — Art wie sich die Natur beyder zu ihren Endzwecken in der thierischen Oekonomie bedient — Gefälliges in der *Materie* und in der *Form* — Objektivität und Allgemeingültigkeit der Formerkenntniß — Unterschied zwischen *Anschauung* und *Erkenntniß* der Form — Nothwendige Unterscheidung dieser Anschauung von der bloßen *Empfindungerscheinung* — Unterschied der Empfindung bey der Erkenntniß und bey der Anschauung — Vollkommenheit und Unvollkommenheit, *Schönheit* und *Häßlichkeit* — Wiederholung — Unterabtheilung der schönen Künste und Wissenschaften nach Verschiedenheit der Mannichfaltigkeit und der Einheit — Doppelte Art von Vorstellungen bey Erkenntniß der Schönheit, der *Mannichfaltigkeit* und der *Uebereinstimmung* — Dazu erforderliche Seelenvermögen, *Verstand* und *Einbildungskraft* — Schätzung

der Einbildungskraft nach einem zusammengesetzten Verhältnisse des *Umfanges* und der *Lebhaftigkeit* — Ungleiche verhältnismässige Wirkung der Theile des Mannichfaltigen bey der Schönheit — *Haltung* — Psychologischer Grund von der Nothwendigkeit der Haltung — Schätzung der Schönheit nach einem zusammengesetzten dreyfachen Verhältnisse — Berichtigung einer Sulzer'schen Bemerkung über die Schätzung der Schönheit — Erforderliche Fähigkeit in der Seele, um von der Mannichfaltigkeit haltungsmässig afficirt zu werden — Erforderliche Fähigkeit zur Erkenntniß der Einheit — *Vorzügliche Fähigkeiten* zur Erkenntniß der Schönheit überhaupt: *Vernunft, Einbildungskraft* und *Haltungsgefühl* — Uebrige nothwendige Fähigkeiten zur Erkenntniß des Stoffes der Mannichfaltigkeit — Richtiges Verhältniß unter den drey zum Geschmack erforderlichen Hauptfähigkeiten — Die Grösse der Vernunft an sich ist dem Geschmacke nicht hinderlich, obschon ihre *unverhältnismässige* Grösse — Unverträglichkeit verschiedener Seelenkräfte untereinander — Hauptbedingungen des guten Geschmackes, und Beschaffenheit derselben bey verschiedenem Geschlecht und Alter.

Zweyter Abschnitt.

Seite 65

Art der Kultur der zum Geschmack erforderlichen Fähigkeiten — Schwierigkeit bey der Vervollkommnung des Haltungsgefühls und deren Ursachen — Einfluss des Charakters auf das Haltungsgefühl — Verwechslung des Schönen mit dem Nützlichen — Einfluss der vergesellschafteten Ideen und der Eigenliebe auf das Urtheil vom Schönen — Verwechslung des Seltenen mit dem Schönen — Verfälschung des Urtheils über die Schönheit durch die gröbern sinnlichen Empfindungen — Einfluss des Geizes auf das Schönheitsgefühl — Verschiedenheit des Haltungsgefühls unter verschiedenen Menschen — Aufgabe einer allgemeinen Haltungsregel — Deutlichere Auseinandersetzung der Frage nach den obersten Grundsätzen der schönen Wissenschaften und Künste — Sie bezieht sich auf die Angabe eines gemeinschaftlichen Endzweckes der Künste überhaupt — Warum wir bey den Schönheiten der Natur um diesen fernern Endzweck weniger bekümmert sind, als bey den Schönheiten der Kunst? —

Diese Forderung des Endzweckes widerspricht nicht dem wesentlichen Charakter der Schönheit — Batteux's Grundsatz der schönen Künste und Wissenschaften wird widerlegt — Der Endzweck der Künste, worauf ihre Einheit und folglich auch die Haltung abzielt, muß etwas allgemeingültiges, die Beförderung der Glückseligkeit, seyn — Die Frage nach einer allgemeinen Regel für die Haltung fällt mit der Frage nach einer allgemeinen Regel für die Glückseligkeit zusammen — Die Wirklichkeit einer allgemeinen Glückseligkeitsregel wird durch die Stimme der Natur bestätigt — Sie besteht in der *verhältnismässigen* Erweiterung aller Fähigkeiten, um die größte Summe von Realitäten durch sie hervorzubringen — Diese allgemeine Regel leidet in der Anwendung nach Lage und Verfassung verschiedene Modifikationen — Die Abweichung der Menschen von einander in Ansehung der Begriffe von Tugend und Laster ist nicht so wichtig, als sie scheint — Vergleichung der dunklen Gegenwart des Glückseligkeitsgesetzes in der Seele mit der dunklen Gegenwart des Gesetzes der Harmonie in derselben; des *moralischen Gefühls* mit dem *musikalischen Gehöre* — Fortgesetzte Parallele zwischen den letzten beyden — Ganze Völkerschaften können keine Begriffe von Tugend und Laster haben, die den unfrigen schnurstracks entgegen wären, obschon Bedürfnisse und Verfassungen Abweichungen von der allgemeinen Glückseligkeitsregel ihnen nothwendig machen können — Den *Griechen* und *Römern* waren Tugend und Laster was sie uns sind — Widerlegung der aus dem Gegentheile dieser Meynung entstandenen Behauptung, daß es keine allgemeine Sittenlehre gebe — Wie viel bey dieser Untersuchung auf den richtigen Begriff von der höchsten Glückseligkeit ankommt — Uebereinstimmung der Regel der Haltung mit der Regel der Glückseligkeit — Die Meisterstücke des Alterthums verlieren durch diesen Grundsatz nichts von ihrem Schönheitswerth — Einfluß der Sittlichkeit auf den guten Geschmack — Genauere Bestimmung dieses Einflusses, um einem Mißverstände vorzubeugen.

Dritter Abschnitt.

Seite 151

Nothwendiges Verhältniß zwischen den drey zum guten Geschmack erforderlichen Hauptfähigkeiten — Eigene

Benennungen des Geschmacks, die aus der Verschiedenheit dieses Verhältnisses entspringen — Schätzungsart des Geschmacks zweyer Subjekte gegen einander — Umstände, welche bey ganzen Nationen auf die Kultur der zum Geschmack erforderlichen Fähigkeiten von Einfluss sind — Erstlich, die *Freyheit im Denken* — Zweytens, die *Religion* — Drittens, die *Sittlichkeit* — Vorzügliches Interesse der geselligen Neigungen — Untersuchung, in wie weit bloß körperliche Gefühle schickliche Gegenstände der schönen Künste seyn können — Vorstellung des körperlichen Schmerzes auf der Bühne — Unterschied zwischen *Sympathie* und *Mitleiden* — Widerlegung einer *Smithschen* Behauptung — Unterschied der Empfindung, welche die Anschauung körperlicher und Gemüthsleiden hervorbringt — Art wie der Dichter sich des körperlichen Schmerzes auf der Bühne mit Vortheil bedienen kann — *Philoktet* des *Sophokles* — Verschwisterung der Geselligkeit und des Geschmacks am Schönen — Auffallende Verknüpfung beyder im Genuße — Viertens, der *Ueberfluß* — Fünftens, das *Klima* — Sechstens, die *Regierungsform* — Zusammenfluß der günstigen Umstände für den Geschmack bey den Griechen.

Zusatz

Seite 221

Auffallende Untersuchung im achtzehnten Jahrhundert über den inneren Werth der Tugend und der Schönheit — Worin man nach *Hutcheson* und *Hume* mit dem moralischen Gefühle zu weit gegangen ist — *Robinet* macht aus dem moralischen Gefühl einen sechsten Sinn — Eben so *Dübos* aus dem Schönheitsgefühl — Schwierigkeiten in welche *Dübos* sich unvermerkt verwickelt — Irrige Verwechslung der Schönheit mit der angenehmen Empfindung, die sie erregt — Zwiefache Quelle von der Verschiedenheit der Geschmacksurtheile — Es giebt schlechterdings keine bloß subjektivische Eigenschaft eines Dinges — Einige subjektivische Regeln, nach welchen wir den Eigenschaften der äußern Dinge einen subjektivischen oder objektivischen Werth beylegen — Schluss.

ERSTER

ERSTER ABSCHNITT.

Um die wahre Quelle vom Steigen und Fallen des Geschmacks bey verschiedenen Nationen zu entdecken, glaube ich, thun wir am besten, wenn wir vorher dem Grunde seiner Verschiedenheit unter einzelnen Menschen ohne Rücksicht auf ihre Nationalabweichung nachspüren. Der Einfluß, den Erziehung und Bildung bey besondern Personen auf diejenigen Seelenfähigkeiten haben, welche zum guten Geschmack erfordert werden, ist eben derjenige, welchen Klima, Regierungsart und Religion auf ganze Völkerschaften hat. Beyde geben dem Menschen eine eigenthümliche Form, modeln seine Seele so, daß sie zur Annahme einer gewissen Richtung vorzüglich fähig wird, und indem sie entweder die ganze Summe seiner Kräfte und Neigungen ausdeh-

nen oder einschränken, oder auch nur einige derselben zu stärkerem oder schwächerem Emporstreben gewöhnen, so entspringt allmählich ein Resultat, das bey einzelnen Menschen *persönlicher* und bey Völkern *Nationalcharakter, Nationalgenius* wird. Die Frage ist also: welches sind die Fähigkeiten der Seele, die vorzüglich zum guten Geschmack erfordert werden, und welches die Umstände, die diese befördern oder einschränken? Aus der Beantwortung dieser Frage muß es sich ergeben, daß diejenige Nationalverfassung, so wie diejenige Privaterziehung, welche zur Pflege dieser Fähigkeiten das meiste beyträgt, zugleich der Bildung des guten Geschmacks am vortheilhaftesten ist, und daß, je nachdem diese Umstände (durch welche Ursache es sey) auf der einen oder der andren Seite eine Aenderung leiden, der gute Geschmack in eben diesem Verhältnisse bald zu - bald abnehmen muß.

Ohne uns in die Untersuchung der genauen logischen Erklärung des Begriffes *Geschmack* einzulassen, können wir uns hier mit dessen Gebrauch im gemeinen Leben begnü-

gen, wo seine Bedeutung ziemlich bestimmt zu seyn scheint. Denjenigen, der die Fähigkeit, das wahre Schöne und Hässliche in den Gegenständen zu erkennen und zu entdecken, in einem vorzüglichen Grade besitzt, nennt man einen *Mann von Geschmack* *); und je nach-

*) Diese Bedeutung des Begriffes *Geschmack* welche der Sprachgebrauch an die Hand giebt, deucht mir deffen Wesen weit entsprechender, als die Erklärung *Hugo Blair's*, nach welcher der Geschmack in der *Fähigkeit von den Schönheiten der Natur und der Kunst angenehm gerührt zu werden* †) besteht. In diesem Sinne wäre er nur ein leidendes, von aller deutlichen oder dunklen Seelenthätigkeit enblöstes Vermögen, so wie die von allen mitverbundenen Urtheilen abstrahirte Empfindungsvorstellung jedes andren Sinnes. In diesem Verstande genommen, ist es freylich *a priori* ausgemacht, was *Blair* aus Erfahrung behauptet, dafs der Geschmack ein allgemeines Vermögen sey, welches durchaus jedem Menschen, nur in verschiedenem Grade, zukomme. Er mufs es seyn; denn Schönheit ist eine Unterart von *Vollkommenheit*. Von der Anschauung derselben angenehm gerührt werden, heisst: an der Anschauung der Vollkommenheit überhaupt Gefallen haben; und dies ist ein oberstes Grundgesetz, das jeder menschlichen Seele so wesentlich ist, als das Gesetz der Association oder jedes andre Denkgesetz. Allein eben dieser Allgemeinheit halber, eben darum, weil Gefallen an Schönheit nichts anders ist, als Gefallen an Vollkommenheit überhaupt; kann dieses Lustgefühl nicht das Wesen des Geschmackes ausmachen. Es wäre sonst ein unerklärbarer Eigensinn aller Sprachen, dafs sie gerade

†) *Vorlesungen über Rhetorik* u. s. w. T. 1. S. 24.

dem diese Fähigkeit sich bis auf die feinsten verborgensten Schönheiten und Hässlichkeiten erstreckt, die nur von wenigen, bemerkt, obgleich allgemein dafür gehalten werden, sobald man sie erkennt; je nachdem sie sich auf Gegenstände verschiedener Art verbreitet; je nachdem sie den Regeln der Vernunft und dem allgemeinen Gefühl am gemäsesten

diese Fähigkeit, vom Schönen angenehm gerührt zu werden, und nicht auch die Fähigkeit an der Anschauung der Tugend, der Freundschaft, der Wahrheit u. s. w. Vergnügen zu finden, einer eignen Benennung würdigen. Es müßte so viele Namen der besondern Genußarten geben, als groß die Menge von Unterarten der Vollkommenheit ist, auf welche das allgemeine Gesetz angewendet werden kann.

Offenbar verwechselt der englische Weltweise hier die *Erkenntnisfähigkeit des Schönen* mit dem *Gefühl für das Schöne*. Das letztere ist bloß etwas Leidendes, das ohne alle willkürliche Kraftäußerung, sobald das Schöne dargestellt und erkannt wird, sich uns aufdringt, so wie die Farbenvorstellung eines Gegenstandes, sobald dessen Strahlen auf unfre Augen fallen. Es ist daher eben so allgemein wie diese, indem die Seelenorganisation (man erlaube mir diesen Ausdruck) zufolge welcher auf die Anschauung der Schönheit die Vorstellung von Lust entsteht, eben so allgemein ist, als die körperliche, nach der auf eine gewisse Strahlenaffektion des Netzhäutchens die Vorstellung von Farbe folgt. Nur freylich beruhet in beiden der Grad dieser Vorstellung auf dem Grade der Vollständigkeit des Organs, der bei verschiedenen Menschen verschieden seyn kann. Und eben dieß gilt vom Gefühl

ist: wird der Geschmack ein *feiner, richtiger, guter, gesunder* u. s. w. genannt. Der Geschmack ist, so wie jedes andre Vermögen der Seele, von höherem Werthe, wenn er nicht im bloßen Erkennen besteht, sondern in Hand- X
lung übergeht und sich bis zum Hervorbringen erstreckt. Der Baumeister und der Tonkünstler, die in ihre Werke einen reichhal-

bey jeder Art der obenerwähnten Vollkommenheiten. Der Mensch vom boshaftesten Gemüthe oder vom eingeschränktesten Kopfe, muß bey einer tugendhaften Handlung oder einer Wahrheit das Gefühl von Lust haben, sobald er sie anschaut, d. i. sobald er sie für Tugend oder Wahrheit erkennt.

So bald er sie erkennt; aber dieß *Erkennen* muß allerdings vorhergehen. Es ist eine eben so nothwendige Bedingung dieses Gefühls, als die Durchsichtigkeit der Hornhaut oder die Empfindlichkeit des Sehnervens bey der Gesichtsfensation. Und dieses *Erkennen* ist keinesweges etwas bloß Leidendes, sondern besteht, wie jedes Erkennen überhaupt, im Vergleichen, Urtheilen, und setzt nothwendig thätige Ausübung der Seelenkräfte voraus. Da nun, ob schon gleiche Seelenkräfte allen Menschen angeboren sind, ihre Ausübung dennoch so sehr von Cultur abhängt, daß ohne diese ihr Saame nie zum Aufkeimen kommt, und daß sie eben so wenig einer Thätigkeit fähig werden, als ein gesunder Muskel, der nie in Übung gesetzt worden; so sieht man, daß das *Erkennen* der Vollkommenheit bey weitem keine solche durchgängige Allgemeinheit haben kann, als das Gefühl für dieselbe, wenn sie erkannt wird, oder wenn man sie zu erkennen glaubt. Und es ist offenbar eben so mit dem Worte *Geschmack* gespielt, wenn

tigen Stoff für den Mann von Geschmack legen, haben allerdings ein weit größeres Verdienst, als der bloße Kenner und Beurtheiler. Jeder Künstler ist immer in demselben Verhältnisse zugleich Kritiker, obschon er sich während seines Geschäftes der kritischen Regeln nicht immer deutlich bewußt seyn kann oder darf; aber von diesem zu jenem ist noch ein weiter Schritt.

Offenbar erstreckt diese Fähigkeit sich überall hin, wo Schönheit und Häßlichkeit, das ist, wo Vollkommenheit und Unvollkommenheit, denkbar sind: und wo sind diese nicht denkbar? Es müßte bey einem Gegenstande seyn, bey dem weder Uebereinstimmung noch Mißshelligkeit Statt fände, also, der gar nichts Mannichfaltiges enthielte, kurz, bey einem

wir ihn mit *Blair* den Wilden zueignen, weil sie an ihren abgeschmackten und oft abscheulichen Verzierungen, die sie für schön erkennen, Vergnügen finden; als es mit dem Worte *Moralität* gespielt wäre, wenn wir sie den Wilden beylegen, denen Ausübung der Rache ein sittliches Gesetz ist, und die bei der Anschauung ihres gespiessenen Feindes, Lust empfinden.

Ich werde in der Folge, bey Zergliederung der Seelenkräfte die zum Geschmack erfordert werden, mehr Gelegenheit haben, den Irrthum von der Verwechslung des *Geschmackes* mit dem

einfachen Wesen, das weder der Ausdehnung nach viele Theile hat, noch in der Intension Grade der Kräfte besitzt, einem — Undinge! Es giebt daher Schönheit und Hässlichkeit in jedem sinnlichen und vernünftigen Gegenstande, in jeder Kunst, in jeder Wissenschaft, in jeder Seelenfähigkeit, in jedem Begriffe, in jeder Bewegung. So weit erstreckt sich das Gebiet des Geschmacks. —

Schönheit ist nichts anders, als die *klar vorgestellte Vollkommenheit*; und diese besteht in der Mannichfaltigkeit, welche zur Einheit übereinstimmt. Ist diese Einheit ein sinnlicher Gegenstand, so wird sie *sinnliche*, ist sie ein Gegenstand der Vernunft, *vernünftige* Schönheit. — Doch, damit ich mir nicht selbst zu sehr vorgreifen darf, so erlaube man mir

Gefühl, auseinander zu setzen, der eigentlich die Folge einer andren irrigen Verwechslung des *Vorwürflichen* des Schönen mit der *subjektivischen* Empfindung ist. Aber ich habe diese vorläufige Anmerkung nicht für entbehrlich gehalten, um den Leser im voraus auf diesen wichtigen Unterschied zwischen *Erkennen* und *Fühlen* aufmerksam zu machen, besonders da dessen Vernachlässigung nicht bloß in der Theorie des Schönen, sondern auch in der Sittenlehre so manchen irrigen Grundsatz erzeugt.

einige Schritte rückwärts in das Gebiet der Seelenlehre, um aus einigen daselbst ausgemachten Sätzen, die Entstehung dieses Baumgartenschen Begriffes der Schönheit, und dessen fruchtbare Folgen zu entwickeln.

Alle unsre Erkenntniß zerfällt in die beyden Hauptklassen, *sinnliche* und *vernünftige*, von deren Verschiedenheiten ich, ohne mich in die tiefen Untersuchungen jenes großen kritischen Seelenumfeglers einzulassen, nur die auffallendsten anführen will, die gänzlich außer allen Gränzen der Streitigkeiten liegen und gerade zu meinem Endzwecke dienen.

Erstlich: Die Gegenstände aller *sinnlichen* Erkenntniß sind *einzelne*, in Raum und Zeit wirkliche, oder als wirklich gedachte Dinge; die Gegenstände der *vernünftigen* Erkenntniß sind allgemeine, mehrere einzelne unter sich begreifende, oder auf mehrere einzelne sich beziehende, folglich nicht in Raum und Zeit wirkliche Dinge.

Zweytens: Bey der reinen, von aller vernünftigen unvermischten, *sinnlichen* Erkenntniß verhalten wir uns bloß leidend: und sie

enthält daher nichts, was wir etwa in die äußern Gegenstände als Eigenschaften hinübertragen; sondern ihr ganzes Wesen besteht in der Perception unfres veränderten innern Zustandes. Bey der Vernunftkenntniss hingegen ist die Seele in wahrer Thätigkeit, indem sie nach ihr vorgeschriebenen unveränderlichen Grundgesetzen, die verschiedenen inneren Zustände gegen einander hält, und aus ihrer Vergleichung Resultate herausbringt, die sie dann mit Zuverlässigkeit als Eigenschaften in die äußern Gegenstände hinüberträgt, die als die Gründe jener inneren Zustände angesehen werden. — Mit welchem Fug sie diesen Sprung aus dem engen Kreis ihrer Vorstellungen in die weite Region der äußern Gegenstände wagt? ob der Schluss: wie die Folgen sich unter einander verhalten, so müssen sich auch deren Gründe verhalten, sie hinlänglich dazu berechtigt? oder ob dieser Schluss selbst nicht etwa schon ein Resultat jenes kühnen Schrittes ist? — dieß ist eine Untersuchung, die vor *Kants* Gerichtsbarkeit geendigt werden mag, die aber in meinen Bezirk nicht hinge-

hört. Mir ist es genug, daß die Seele wirklich so verfährt.

Daraus ergiebt sich *drittens*, daß alle sinnliche Erkenntnisse, da sie nur Vorstellungen unfres innern Zustandes sind, bloß subjektiv sind; nach den verschiedentlich modificirten Organen bey mehreren Menschen verschieden seyn können und also nur eine *Privatgültigkeit* haben. Was mir nach der Modification meiner Geschmacks- und Geruchsnerven angenehm schmeckt oder riecht, kann bey einem andren, nach der Bildung seiner Nerven, gerade die entgegengesetzte Vorstellung erregen; und unser beyder Vorstellungen sind wahr und richtig. Was daher *Gravesand* von den Farben bemerkt, gilt im Grunde von allen Empfindungen: daß es nemlich gar nicht ausgemacht ist, ob die Affection der Seele bey den sinnlichen Eindrücken in allen Menschen nicht ganz verschieden und ungleichartig sey, obschon sie zu deren Bezeichnung sich eines und desselben Ausdrucks bedienen. Hingegen sind alle Vernunfterkennnisse *allgemein-gültig*, indem diese nicht die Beschaffenheit

unfers innern Zustandes, sondern eines äussern Gegenstandes ausdrücken; und diesem muß sie entweder zukommen oder nicht zukommen, ohne daß die verschiedenen Subjekte durch ihre Vorstellungen diese Beschaffenheit *in ihm* auf diese oder jene Weise verändern können. Es folgt daraus der bekannte Satz: daß man zwar über Vernunfturtheile, aber nicht über Empfindungen streiten kann.

Viertens: Jedes Ganze besteht aus mannichfaltigen Theilen, die entweder mit und untereinander zu einer Einheit, als dem Endzwecke übereinstimmen, wie z. B. die Räder einer Uhr zur Bewegung des Zeigers, oder die einzelnen Figuren und Gruppen in einem Gemälde zur Erregung des Haupteindrucks; oder nicht übereinstimmen. Eine solche Uebereinstimmung nennt man *Vollkommenheit*, die desto größer ist, je größer die Mannichfaltigkeit und je genauer die Uebereinstimmung ist; das Gegentheil, die Nichtübereinstimmung, nennt man *Unvollkommenheit*, die wieder verschiedener Grade fähig ist.

Fünftens: In der Psychologie wird gezeigt, daß das Wesen aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen in der Seele in Vorstellungen von *Realitäten* und *Verneinungen* besteht; daher alles, was ihrer Vorstellungskraft *Realitäten* darbietet, oder ihr Vermögen, dieselbe zu fassen, erleichtert, in der Anschauung ihr Lust gewährt: so wie umgekehrt alles, was ihr *Verneinungen* darbietet, oder das Fassen der *Realitäten* ihr erschwert, das Gefühl von Unlust in ihr erzeugt. Da nun jede Uebereinstimmung einer Mannichfaltigkeit für die Seele ein Erleichterungsmittel ist, die Mannichfaltigkeit zu fassen, jede Nichtübereinstimmung hingegen ihr dieses Fassen erschwert; so muß die Anschauung der Vollkommenheit ihr Lust, die Anschauung der Unvollkommenheit aber Unlust gewähren; oder mit andern Worten: die Vollkommenheit *gefällt*, die Unvollkommenheit *missfällt* ihr.

Sechstens: Das *Gefallen* und *Missfallen* eines Gegenstandes macht dessen *Werth* aus: eine Eigenschaft, die ihm nicht an und für sich, ohne alle Vergleichung mit etwas andrem,

sondern in Beziehung auf unser Gefühl von Luft und Unlust zukommt. Es hat aber jede *absolute* Eigenschaft einen einzelnen Grund in dem Dinge, seinem Subjekte; jede *relative* hingegen einen doppelten in den beyden sich auf einander beziehenden Dingen, bey deren Veränderung eines jeden die Eigenschaft nicht mehr dieselbe bleibt. So folglich auch die erwähnte Eigenschaft, der *Werth*. Sie ist in dem Gegenstand und in unsrer Seele gegründet. Also hat sie auch einen doppelten Erkenntnißgrund: einen objektivischen der Sache, und einen subjektivischen unsers Zustandes, und zwar nach der obigen Auseinandersetzung, den ersten durch die Vernunft, den zweyten durch das Gefühl.

Ich habe mich absichtlich bey der weitläufigen Erläuterung dieser Sätze nicht aufgehalten, weil ich sie als nothwendige Folgen der ersten Principien jeder gefunden Seelen- und Vernunftlehre ansehe, deren Unstreitigkeit ich bey meinen Lesern voraussetzen kann. Indefs dient mir ihre Erwähnung hier mehr zur Grundlage meiner künftigen Untersuchung

über die objektivische oder subjektivische Natur des Schönen, als zur Entwicklung des Baumgartenfchen Begriffes desselben; und ich muß zu diesem Ende noch eine etwas ausführlichere Zergliederung des Begriffes *Gefallen* hinzuthun.

Alles was gefällt, gefällt entweder *mittelbar*, weil es uns zur Erlangung eines gewissen Zweckes dient, oder *unmittelbar* an und für sich. Der Besitz des Geldes, und zuweilen schon dessen Anschauung, gefällt dem Vernünftigen nur mittelbar, weil er dadurch die Befriedigung verschiedener Bedürfnisse erreichen kann; der Genuß einer Speise gefällt unmittelbar durch den guten Geschmack. Es giebt Dinge, die unmittelbar mißfallen und doch mittelbar gefallen, wie der Genuß einer Arzney; und umgekehrt, die mittelbar mißfallen und gleichwohl unmittelbar gefallen, wie der Genuß einer Speise, deren Schädlichkeit für unfren Körper wir kennen, zu dem wir aber durch ihren angenehmen Gaumenkützel gereizt werden; desgleichen die Befriedigung jeder andren Begierde in einem ausschweifenden Gra-

de, deren verderbliche Folgen sich uns vor Augen stellen und deren gegenwärtiger Annehmlichkeit wir nicht widerstehen können. Das *mittelbar Gefällige* nennt man *gut*. Es liegt in dem Begriff des Guten, daß es *zu etwas* gut seyn muß. Hier ist also eine Beziehung zwischen Mittel und Endzweck, eine Vergleichung beyder gegen einander, die, wie jede Beziehung, nicht empfunden, sondern bloß durch die thätige Kraft der Seele, die Vernunft, angestellt und erkannt werden kann. Das *unmittelbar Gefällige* hingegen nennen wir *angenehm*. Der nächste Gegenstand desselben ist unsre Empfindung, wobey keine Vergleichung vorgeht, sondern dessen ganzes Wesen in der leidenden Anschauung unseres veränderten Zustandes besteht, und dessen Erkenntnis daher lediglich vom Gefühl abhängt.

Diese verschiedene Arten des Gefallens gebraucht die Natur, um in der thierischen Oekonomie ihre großen Endzwecke zu erreichen, sehr weislich auf verschiedene Art. Bey den Thieren, die nicht durch Vernunftkenntnis zu ihren Handlungen bestimmt werden,

geschieht alles aus unmittelbarer Luft. Dem Menschen aber hat die Natur dazu Vernunft verliehen, daß er die Dinge, die ihm an und für sich keine Lust gewähren oder wohl gar mißfallen, dennoch als Mittel zu künftigen Genüssen wählen kann. Sie verfährt ihn daher nicht wie die Thiere mit einem unmittelbaren Vergnügen an dem Genuße eines gewissen Heilkrauts wenn er krank ist, oder mit dem Triebe sich eine Ader aufzureißen wenn eine Unordnung in seinem Körper Statt findet, die, wie die Vernunft lehrt, aus Vollblütigkeit entsteht. Die Ameise wird zum Sammeln, die Schwalbe zum Nestbauen durch ein unmittelbares Vergnügen an diesen Handlungen getrieben. Es wäre lächerlich, ihnen einen solchen Grad von Voraussehung zuzuschreiben, daß sie dieselben als Mittel zu gewissen Endzwecken unternehmen sollten. Woher soll *jene* es wissen, daß eine Zeit des Mangels kommen wird? welch ein hoher Grad von Vernunftkenntniß wird nicht zu dieser haushälterischen Betrachtung erfordert? (Ohne einmal der Wilden zu erwähnen, die alle Morgen ihre Schlafdecke ver-

verkaufen, uneingedenk dafs sie sie des Abends wieder kaufen müssen) — wie viele vernünftige gefittete Geschöpfe machen jene Reflexion nicht? — Woher soll *diese* es wissen, dafs sie durch die Befriedigung ihres Begattungstriebes Junge zur Welt bringen wird, welche Wartung und Schutz bedürfen? — Eben so ist es mit dem Wandern der Zugthiere. Es mufs nothwendig ein Instinkt in ihnen seyn, dessen unmittelbare Befriedigung in diesem Wandern besteht. Der Mensch unternimmt alle diese Handlungen gleichfalls: er sammelt, bauet, und verwechselt seinen Wohnort; er thut sie aber nicht aus unmittelbarer Lust, sondern aus Vernunftgründen, als Mittel gewisse angenehme Endzwecke dadurch zu erreichen. Bey den Thieren sind es daher nur Vernunftähnliche Handlungen, *Analoga rationis*. Doch ist es von der andren Seite eben so merkwürdig als weise, dafs die Natur bey denen Handlungen, auf denen ihre wichtigsten Endzwecke beruhen, (als der Erhaltung der Gattung und des Einzelnen,) selbst bey dem Menschen es nicht auf die Vernunft allein wollte ankommen

lassen, sondern mit ihnen ein unmittelbares Vergnügen verband, das ihn zu ihrer Verrichtung hinreißt, damit er auch ohne deutliches Bewußtseyn der Folgen jene große Absichten gleichsam instinktmäßig befördern sollte. Wäre unsre Vernunft minder eingeschränkt und zu allen Zeiten Beherrscherin unserer Neigungen, so hätte die Natur es nicht nöthig gehabt, mit der Ausübung jener Handlungen eine solche unmittelbare fast unwiderstehliche Lust zu verknüpfen: wir würden sie dennoch als Mittel unternommen haben; wir würden uns begatten, essen und schlafen, nicht des Genusses oder der Befreyung von Schmerzen wegen, sondern um unser Geschlecht fortzupflanzen, um die verlornen Theile unsres Körpers zu ergänzen und die erschöpften Kräfte zu sammeln: aber wie oft würden wir bey der gegenwärtigen Eingeschränktheit unserer Vernunft ohne jene mächtigen Reitze diese Handlungen vernachlässigen! Es ist übrigens eine Quelle vieles physischen sowohl als moralischen Uebels unter den Menschen, daß ihnen das, was bloß als Mittel einen Werth hat, unmittelbar gefällt,

und das unmittelbar Gefallende sie nur als Mittel reizt. Den Geizigen belustigt das Geld unmittelbar; und Wissenschaften, Religion und Tugend, die ihren Werth in sich haben, gefallen oft nur als Mittel zur Erlangung eines Endzweckes. Und überhaupt dünkt mir, da die Befriedigung jeder Neigung in einem gewissen Grade Mittel zur Glückseligkeit und gut ist, das Wesen aller Laster beruhe darauf, daß wir entweder das Verhältniß der Mittel zu dem Endzwecke nicht genau kennen, oder daß wir das *mittelbar Gute* mit dem *unmittelbar Gefallenden* verwechseln. Dies im Vorbeygehen. Ich fahre in meiner Eintheilung fort.

Alles *Angenehme* gefällt entweder in der *Materie*, oder in der *Form*. Ein schmackhaftes Getränk gefällt in der *Materie*, wegen des Gaumenkützels den es hervorbringt. Der Anblick einzelner Mauersteine hingegen erregt an sich weder Gefallen noch Mißfallen; werden sie aber nach einem gewissen Verhältnisse so über einander gelegt, daß sie eine Säule bilden, so erweckt ihre Anschauung eine angenehme Empfindung, also bloß durch die Vorstellung ih-

rer *Form*. Es giebt Dinge, die in der *Materie* sogar mißfallen, aber in der *Form* dennoch gefallen, und so umgekehrt. Die einzelnen Töne manches Instruments können auf das Gehör einen widrigen beleidigenden Eindruck machen; und ihre harmonische Zusammenstellung gefällt dennoch, wie z. B. das durchdringende Pfeifengequieſche in Reichardt's meisterhafter Composition der Hexengefänge im *Macbeth*. Ein trunkenes altes Weib mißfällt an ſich in der Empfindung bis zum Ekel, ſo gern wir auch die Beſchreibung deſſelben im *Horaz* leſen. Von der andren Seite wiederum kann die diſharmonische Zuſammenſetzung von Tönen in der Form uns im höchſten Grade mißfallen, die, einzeln auf einem gewiſſen Instrument angegeben, eine angenehme Empfindung erregen.

Dieſe Vorſtellung der Form, obſchon ſie bey Gelegenheit der reinen ſinnlichen Erkenntniß entſpringt, iſt dennoch weſentlich von ihr verſchieden; indem ſie nicht wie dieſe bloß in der Anſchauung unſerer veränderten Zuſtände, ſondern in der Wahrnehmung des Ver-

hältnisses unter diesen veränderten Zuständen besteht. Und da der Grund dieses Verhältnisses nicht wieder in uns, sondern in den Gegenständen ist, in so fern sie auf eine gewisse Weise neben oder nach einander jene Veränderungen unsers Zustandes hervorbringen, so ist es selbst nichts Subjektivisches, sondern etwas Objektivisches, das den Gegenständen anhaftet, und hat folglich nicht, wie die reine sinnliche Erkenntnis, die von der Verschiedenheit der Organe abhängt, eine bloße Privatgültigkeit, sondern ist, wie alles Objektivische, allgemeingültig.

Diese Wahrnehmung der Form kann aber zwiefach seyn: *Anschauung* und *Erkenntnis*. Jenes, in so fern bloß der Totalzustand, der aus den mannichfaltigen in einem gewissen Verhältnisse veränderten Zuständen entspringt, und als eine Erscheinung von uns vorgestellt wird, ohne daß wir die Theile woraus er besteht, zergliedern; denn obschon das Verhältniß an sich etwas Objektivisches ist, so bringt es doch eine gewisse ihm angemessene Modification unsres Zustandes hervor, der als eine

Erscheinung ein besonderer Gegenstand unserer Vorstellung wird. Wenn nemlich die einzelnen veränderten Zustände wegen ihrer zu schnellen Folge auf einander oder wegen ihres dichten und stätigen Beyammenseyns in einander fallen; so entsteht daraus ein einziger ganzer Zustand in der Seele, dessen Theile sie nicht unterscheiden kann, und der, wie jede sinnliche Erkenntniß, nur *klar* erkannt wird. So ist es z. B. bey jedem einfachen Ton, wo der Zustand der Seele doch unstreitig von jeder einzelnen Vibration desselben verändert wird; aber diese schnell auf einander folgenden Veränderungen gehen in eine einzige über, und diese giebt in der Erscheinung die Vorstellung des Tones. Eben so gehen viele Töne, die zugleich angegeben werden, in ein einziges Ganze als Erscheinung über, weil sie in einander fallen, und die Seele die einzelnen veränderten Zustände nicht unterscheidet. — *Dieses*, wenn wir, da die Form als etwas Objektivisches einer reinen Vernunftkenntniß fähig seyn muß, diesen Totalzustand in seine Theile auflösen, und ihr Verhältniß gegen einander uns

deutlich vorstellen. So können wir z. B. in einer Menge zugleich klingender oder auf einander folgender Töne, den Gehalt jedes einzelnen berechnen und das daraus entspringende Verhältniß durch die Vernunft einsehen. Eben dieß ist der Fall bey den Werken aller übrigen Künste überhaupt.

Ich muß hier nothwendig einem Mißverständnisse zuvorkommen, das in der Folge meiner Untersuchungen zu neuen Mißverständnissen Gelegenheit geben könnte. Wenn ich die Anschauung unsers Totalzustandes, der aus dem Verhältnisse der einzelnen veränderten Zustände entspringt, eine *Erscheinung* nenne, so muß man diese nicht mit reinen Empfindungen, d. i. mit der Anschauung der einzelnen Zustände, für einerley halten, welche durch einfache sinnliche Eindrücke in uns entstehen, die sich uns aufdringen, indem wir uns dabey bloß leidend verhalten, und die man auch *Erscheinungen* nennt. Jene besteht im Grunde in einem Verhältnisse; und jede Wahrnehmung eines Verhältnisses erfordert die Anwendung thätiger Kräfte, welche unter den sich verhal-

tenden Dingen Vergleichen anstellen. Nur darin unterscheidet sich die *Anschauung* von der *Erkenntnis*, daß bey der ersten diese Anwendung schnell geschieht, ohne daß wir uns ihrer bewußt sind, daß wir bey der letzten hingegen diese Kräfte mit deutlichem Bewußtseyn ausüben: eben so wie jemand, der im Rechnen sehr geübt ist und dem die Auflösung eines arithmetischen Problems sich in einem Augenblicke darbietet, dieselben Kräfte, nur ohne Bewußtseyn, bey dieser Operation anwendet, wie ein minder Geübter, der mit langsamer Anstrengung und dem deutlichsten Bewußtseyn der Regeln die Auflösung zu Stande bringt; oder, um mich eines sinnlichen Gleichnisses zu bedienen: so wie beym Anblick der Milchstraße durch das unbewafnete Auge eben so viele Punkte der Netzhaut erschüttert werden, als bey deren Beobachtung durch das Fernglas; nur daß im ersteren Falle diese einzelnen Erschütterungen kein Bewußtseyn erwecken, und wir daher nur eine klare Vorstellung vom Ganzen haben; im letztern Falle hingegen die Vorstellungen jener Erschütterungen mit Bewußtseyn verbun-

den find, und wir daher vom Ganzen eine deutliche Erkenntniß haben. Und hierin allein muß man bey der logischen Unterscheidung der *klaren* Vorstellungen von den *deutlichen* die Gränze zwischen beyden setzen, daß bey jenen das Bewußtseyn sich bloß auf das Ganze, bey diesen aber auch auf dessen Theile erstreckt. Wenn ich daher in der Folge von den thätigen Kräften bey Vorstellung der Form reden werde, so gilt dieses von der Anschauung derselben als Erscheinung nicht weniger, als von deren deutlicher Erkenntniß.

Beyde Arten von Vorstellungen der Form, die deutliche oder vernünftige sowohl, als die klare oder sinnliche, haben die Fähigkeit, unter den gehörigen Bedingungen das Gefühl von Lust und Unlust in der Seele zu erwecken. Aber zwischen beyden Empfindungen zeigt sich *erstlich* der Unterschied, daß diejenige die aus der deutlichen Erkenntniß entspringt, von längerer Dauer, aber minder lebhaft; die aus der klaren Anschauung entsteht hingegen, lebhafter, aber von kürzerer Dauer ist. *Zweytens* giebt es eine gewisse Heterogenität

zwischen ihnen, die sehr unterscheidend gefühlt, aber, so wie Ungleichartigkeit zwischen Empfindungen überhaupt, durch Worte nicht beschrieben werden kann. Man nennt daher, um sie genauer zu bestimmen und von einander zu unterscheiden, die Empfindung der deutlichen Erkenntniß der Form: Empfindung der *Vollkommenheit* und *Unvollkommenheit* überhaupt, so wie den Gegenstand, der dieser deutlichen Erkenntniß wegen gefällt oder mißfällt, *vollkommen* oder *unvollkommen* schlechtweg; hingegen die Empfindung der klaren Vorstellung der Form: Empfindung der *Schönheit* und *Häßlichkeit*; und den Gegenstand, der dieserhalb Gefallen oder Mißfallen erregt: *schön* oder *häßlich*. *)

*) Man könnte vielleicht in dem Sprachgebrauch, auf dessen Ausdruck ich selbst mich anfangs berief, eine Widerlegung der hier gegebenen Erklärung der Schönheit finden, da er die Begriffe *schön* und *häßlich* zuweilen auf einzelne Sensationen des Gesichts und Gehörs anwenden läßt, bey welchen wir weder Mannichfaltiges zu unterscheiden, noch Form anzuschauen haben. So nennt man zuweilen die grüne, scharlachrothe, hellblaue Farbe, desgleichen den einzelnen Ton einer Flöte oder Harmonika *schön*, und umgekehrt das Schmutziggraue, das Schwärzlichbraune, den Ton eines *Fagottes* oder einer Pfeife *häßlich*. Allein offenbar werden diese Ausdrücke hier

Aus dem bisher auseinander Gesetzten, um es kurz zusammen zu fassen, ergiebt sich: *Erstlich*, dafs, da zu Folge des obersten Grundgesetzes in der menschlichen Seele, Lust und Unlust auf Vorstellung von Vollkommenheit und Unvollkommenheit hinaus läuft, der schöne Gegenstand Vorstellung von Vollkommenheit darbieten mufs. *Zweytens*: Diese Vollkommenheit darf nicht darin bestehen, dafs der Gegenstand als Mittel zur Erreichung eines gewissen Endzweckes dient, in welchem Falle er blofs *gut* wäre, sondern er mufs an sich unmittelbar gefallen. *Drittens*, darf die Lust die er gewährt, nicht aus der Befriedigung einer sinnlichen Empfindung, sondern mufs blofs aus der Vorstellung der Verbindung und Ue-
im uneigentlichen entlehnten Verstande gebraucht, wegen der Vorstellung von wirklichen zusammengesetzten Schönheiten, mit denen sie sehr oft verbunden sind und auf welche sie die Seele durch die Affociation leiten. So erregt vielleicht ein Flöten-ton die Idee des Schäferlebens, das zwischen rieselnden Bächen und hüpfenden Lämmern in arkadischen Fluren verbracht wird; der einzelne Ton eines Fagottes hingegen das Bild eines schmutzigen unsaubern Thieres, mit dessen Grunzen, oder die Vorstellung einer gewissen natürlichen aber ekelhaften Handlung, mit dessen Laut er Aehnlichkeit hat. Die grüne Farbe erweckt die Idee von schönen Gärten, vom Frühling, von lachen-

bereinstimmung seiner Mannichfaltigkeit entspringen. Im ersten Falle wäre der Grund seines Gefallens in der *Materie*, und in der Vorstellung gefiele er wiederum nur als Mittel zur Befriedigung jener Empfindung, wie z. B. die Vorstellung eines guten Gerichts oder gefunden Frauenzimmers in einem Eßbegierigen oder einem groben Wollüstling; im letzten Falle beruhet der Grund des Gefallens auf der Vorstellung der *Form*. *Viertens* endlich muß diese

den Wiesen; die hellblaue führt die Vorstellung des heitern klaren weit ausgespannten Firmaments herbey, und die rothe das Bild der Lebhaftigkeit, der jugendlichen Munterkeit und Frohheit. Von der andern Seite bringen die düstern schmuzigen Farben die Bilder von häßlichen widrigen Gegenständen, mit welchen sie gewöhnlich vergesellschaftet zu seyn pflegen, als von der Nacht, dem Anblicke der Natur im rauhen Herbst, von Kränklichkeit, Traurigkeit, Schwäche, unreinlichen widrigen Dingen, u. s. w. in der Seele hervor. — Daher ist auch die Benennung *schön* und *häßlich* bey diesen einfachen Empfindungen so unbeständig und relativ, daß wir dieselbe verändern so bald wir sie uns nicht abgesondert für sich allein, sondern in einer wirklichen Verbindung mit Gegenständen vorstellen, die lebhafter und stärker auf uns wirkt, als diejenige, in welcher sie durch ihre gewöhnliche Association steht. Wir nennen dieselbe Farbe bald schön bald häßlich, je nachdem sie dem Gegenstande, bey welchem sie sich findet, mehr oder weniger angemessen ist. Man versetze die reizende Röthe der Wangen und Lippen an die Augenlieder; man denke sich mit dem schmach-

Vorstellung der Form nicht in einer *deutlichen* Vernunftkenntniß derselben, sondern in der *klaren* Anschauung bestehen. Daraus folgt, daß man, um von der Schönheit eine genaue Bestimmung zu geben, sagen muß: sie sey *die klare Vorstellung desjenigen, was unmittelbar in der Erscheinung Lust gewährt*, welches mir in Baumgartens körnichter Erklärung: *pulchritudo est perfectio phaenomenon*, völlig enthalten zu seyn scheint.

tenden Himmelblau der Augen das ganze Gesicht bezogen, oder man bestreiche mit dem sanften grünen Schmelz der Wiesen ein Zeughaus; und es werden nicht bloß die Augen, das Gesicht, das Zeughaus, sondern die Farben an sich häßlich und abscheulich erscheinen. Und so umgekehrt: die häßliche Schwärze der Mohren finden wir an einem Pferde schön, dergleichen das schmutzige Graue als Farbe eines Tempels, der die Miene des Alterthums tragen soll. Bey der ächten zusammengesetzten Schönheit findet dieses Beziehungsartige gar nicht Statt. Eine an sich schöne Säule mag in die unpassestendste widrigste Verbindung mit andern Gegenständen gebracht seyn, so verliert sie doch nichts von ihrer Schönheit. Ein schöner Pallast mag stehen an welchem Orte es sey; ein schönes Gemälde mag in dem prächtigsten Zimmer oder in der schmutzigsten Trödelbude hangen — ihre Schönheit bleibt dieselbe. — Wer die Macht der Association auf unsere Empfindungen und Urtheile kennt, kann sich nicht darüber wundern, daß der Sprachgebrauch in Bezeichnung derselben jener Macht zuweilen nachgiebt und von seinen festen bestimmten Regeln abweicht.

Von dieser Erklärung läßt sich nun leicht auf die allgemeine Abtheilung der so genannten schönen Künste und Wissenschaften die Anwendung machen. Ist Schönheit nichts als klar vorgestellte Vollkommenheit, so muß sie einer eben solchen Verschiedenheit fähig seyn, als verschiedene *Arten* überhaupt sich bey der Mannichfaltigkeit und der Einheit zu welcher sie übereinstimmt, denken lassen. Nun kann bey jeder Vollkommenheit *erstlich* dieselbe Einheit durch ganz verschiedene Mannichfaltigkeiten erhalten werden. Die Einheit in einer Uhr z. B. ist die richtige Eintheilung der Zeit. Die Mannichfaltigkeit, durch deren einstimmige Wirkung diese entspringt, kann in einer Menge in einander greifender Räder, gleichmäßig aufeinander folgender Wassertropfen, oder abwechselnder durch die Sonne verursachter Schattenlinien bestehen; und darnach wird denn das Ganze eine *mechanische*, eine *Wasser-* oder eine *Sonnenuhr*. *Zweytens* kann eben dieselbe Mannichfaltigkeit zu ganz verschiedenen Einheiten übereinstimmen. Eine Menge Menschen kann einhellig wirken, eine Batterie

zu bestürmen, ein Chor zu singen, oder einen Tanz zu bilden. Eben diefs muß von der Schönheit gelten. Die Verschiedenheit der Mannichfaltigkeiten die zur Uebereinstimmung angewendet werden, macht die Grundlage zu der Verschiedenheit der schönen Künste und Wissenschaften. Bestehet sie z. B. in artikulirten Tönen, so wird das Ganze ein Werk der *Rede* oder *Dichtkunst*; in unartikulirten natürlichen, der *Musik*; in Farben und Umriffen, der *Malerey*; in Bewegungen, der *Pantomime*. Die Einheit kann in allen diesen dieselbe seyn. Der Zorn z. B. kann vom Dichter, Tonkünstler, Mahler und Tänzer ausgedrückt werden, nur daß jeder seine ihm eigne Mannichfaltigkeit dazu anwendet. Auf die Verschiedenheit der Einheit, die durch dieselbe Mannichfaltigkeit erlangt wird, beruhet wiederum die Abtheilung jeder einzelnen Kunst in ihre Unterarten. So kann die Dichtkunst sich der Darstellung des Landlebens, des Erhabenen, des Schrecklichen und des Rührenden u. f. w. zur Einheit wählen, und darnach wird sie *Ekloge*, *Ode*, *Trauerspiel*, u. f. w. und eben diefs gilt von al-

len übrigen Künften. Ich habe übrigens hier nur einige von den Hauptarten der Künfte anführen wollen, ohne mich bey den Nebenabtheilungen aufzuhalten, deren jede Kunst nach den verschiedenen Modifikationen derselben Mannichfaltigkeit, deren sie sich zu derselben Einheit bedient, fähig ist; sie kann z. B. in der Dichtkunst aus Prosa, oder Poesie bestehen, in der Malerey aus Oelfarben, Wasserfarben, Fresco, in der Musik, aus Instrumental- oder Vocaltönen, u. s. w. die alle ihre eigenthümlichen Regeln haben. Diese machen das Studium des Künstlers aus; die Auseinandersetzung derselben gehört aber nicht hieher. Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück.

Aus dieser Bestimmung der Schönheit ergibt sich, daß ihre Erkenntniß eine doppelte Art von Vorstellungen in der Seele erfordert: Vorstellung von Mannichfaltigkeit, und Vorstellung von ihrer Uebereinstimmung zur Einheit, eben so wie die Erkenntniß der vernünftigen Vollkommenheit, nur daß sie bey dieser deutlich seyn, und bey jener innerhalb der Klarheitsgränzen bleiben müssen. Die Vorstellung
der

der Uebereinstimmung ist Vorstellung der Form. Dieser muß die Vorstellung der Materie vorausgehen, unter welcher sie Statt findet. Da nun jede Form bloß in Beziehungen und Verhältnissen zwischen den einzelnen Dingen besteht, so muß deren Erkenntniß nothwendig ein solches Vermögen der Seele voraussetzen, vermittelt dessen sie nicht nur die Eindrücke dieser Dinge empfindet, oder so wie sie sie empfunden *anschauet*, sondern sie ordnet, als Subjekte und Prädikate betrachtet, und Sätze unter ihnen bildet. Dieses Vermögen ist in uns das höhere: Verstand und Vernunft. Hingegen sind zur bloßen Materieerkenntniß, zur Erkenntniß der Mannichfaltigkeit, wenn sie aus sinnlichen Gegenständen besteht, die unteren Seelenkräfte hinreichend; sinnliche Empfindsamkeit, um die gegenwärtigen Eindrücke zu empfangen, und *Einbildungskraft*, um die gehabten Eindrücke wieder zu erneuern und als gegenwärtig zu betrachten. Diese ist überall unentbehrlich, selbst schon dann, wenn wir uns viele Dinge ohne alle weitere Beziehungen unter einander bloß als eine

Mannichfaltigkeit vorstellen wollen. Denn die Vorstellung einer *Mannichfaltigkeit* enthält immer schon einigermaßen ein Verhältniß in sich: dieses nemlich, daß jedes Einzelne derselben mit den Uebrigen nicht dasselbe, sondern von ihnen verschieden ist, und doch mit ihnen etwas Gemeinschaftliches hat, welches die Bedingung enthält, daß wir es uns mit ihnen zusammengenommen als ein collectives Ganze, als eine *Mannichfaltigkeit*, nicht als disparate Einelnheiten, vorstellen können. Es müssen also, bey der Anschauung jedes Eindruckes wenn wir uns ihn als Bestandtheil einer *Mannichfaltigkeit* und folglich als verschieden von den übrigen vorstellen, diese von neuem hervorgebracht und der Seele als gegenwärtig dargestellt werden. Die Seele kann bey der Vorstellung einer *Mannichfaltigkeit* nicht anders verfahren, als so, daß sie mit ihrer Aufmerksamkeit von einem Stücke derselben zum andern fortrückt. Nun ist immer während ihres Verweilens bey dem einen die Gegenwart des unmittelbar vorhergegangenen bereits verschwunden, und sie würde ohne die jedesma-

lige Reproduktion derselben durch die Einbildungskraft, immer nur Vorstellung eines einzelnen Eindrucks in einer Mannichfaltigkeit haben. — Dieses gilt schon von der bloßen Anschauung einer gegenwärtigen Mannichfaltigkeit ohne alle fernere Beziehungen unter sich; um wie viel mehr wird die reproducirende Thätigkeit der Einbildungskraft erfordert, wenn verschiedene Beziehungen und Verhältnisse in der Mannichfaltigkeit enthalten sind, die der Vernunft als Stoff zu ihrer Bearbeitung dargestellt werden müssen, oder wenn vollends eine Mannichfaltigkeit erdichtet, zusammengesetzt und Verhältnisse in ihr gestiftet werden sollen? Hier zeigt die Einbildungskraft sich in ihrem größten Vermögen als Schöpferinn und als die unentbehrlichste Stütze der Vernunft. Der Erfinder muß sie daher in einem stärkeren Grade besitzen, als der Nachahmer, und dieser wieder in einem stärkeren, als der bloße Kerker.

Der Werth der Einbildungskraft wird gewöhnlich nach einem zusammengesetzten Verhältnisse bestimmt: nach der Menge von Ge-

genständen die sie auf einmal umfassen kann, und nach dem Grade der Lebhaftigkeit mit welcher sie sie umfaßt. Es versteht sich also, daß eben diese Verhältnisse bey der Fähigkeit über Schönheit zu urtheilen, gleichfalls Statt haben müssen; nur kommt hier, in Ansehung der Lebhaftigkeit, noch der Umstand hinzu, daß sie sich nicht auf die ganze Mannichfaltigkeit in einem gleichen Grade erstrecken darf, sondern mit dem Werthe jedes einzelnen Stückes derselben und dessen Antheil an der Einheit in einer gehörigen Proportion seyn muß; und zwar, da bey der Schönheit die Vorstellung der Vollkommenheit nicht die Gränzen der Klarheit überschreiten darf, so wird dieser Grad von Lebhaftigkeit nicht durch die Vernunft deutlich berechnet, sondern anschauend durch das Gefühl bestimmt werden müssen. Ich erkläre mich.

Es ist nicht etwa bloß ein erkünsteltes ästhetisches Gesetz, sondern es liegt in dem gefundenen Gefühle eines jeden Menschen, daß es zur Schönheit nicht genug ist, wenn alle Theile der Mannichfaltigkeit zur Hervorbringung der

Einheit mit einander verknüpft sind, sondern ein jeder derselben muß an dieser Wirkung einen bestimmten ihm angemessenen Antheil haben; ein grösserer oder kleinerer, als ihm verhältnissmässig zukommt, entstellt das Ganze. Große Zurüstungen in einer Maschine, die zum Hauptzweck nur eine Kleinigkeit beytragen, sind ihrer Schönheit eben so zuwider, als große Wirkungen, die man in derselben auf schwache unbedeutende Triebwerke ankommen läßt. Große weitläufig sich entwickelnde Treppen an einem Hause von mittelmässiger Höhe sind eben solche Verunstaltungen des Ganzen, als enge niedrige Eingänge an einem grossen Pallaß. Eine Person, die man auf der Bühne viel Aufmerksamkeit erregen läßt, die doch weder zur Verwicklung noch zur Katastrophe etwas Ansehnliches beyträgt, und eine Nebenperson, von der man das vorzüglichste Interesse abhängen läßt, sind beyde unpassende Theile, die zwar einzelne große Wirkungen, welche freylich zuweilen die wichtigsten Absichten des Dichters sind, in dem Zuschauer hervorbringen können; aber

dem *Ganzen* in der Anschauung die Vorstellung der Schönheit benehmen, und es oft läppisch oder gezwungen machen. — Ich weiß für diese Eigenschaft der Schönheit keinen schicklichen Ausdruck als den bey den Malern schon längst in ihrer Kunst üblichen: die *Haltung*. Die Künstler verstehen unter demselben gemeiniglich das Licht, den Schatten und die Farben, die einem jeden Theil im Gemälde nicht an und für sich zukommen, sondern nach seinem Verhältnisse im Ganzen angemessen sind. Die Anwendung ist leicht zu machen. *)

*) In der ersten Ausgabe dieser Schrift glaubte ich der erste zu seyn, der diese Idee von *Haltung* aus der Malerey entlehnt und auf das Schöne überhaupt angewendet habe. — Aber ich bin hierüber zurecht gewiesen worden, und man hat mir in der N. B. der schönen W. u. K. — B. 21. S. 1. gezeigt, daß es bereits *Sulzer* vor mir gethan. Desto besser für mich, eine solche Bestätigung meiner Idee vor mir zu haben. Hier ist die Stelle im *Sulzer*: „Der Begriff der Haltung muß nicht bloß auf „die Werke der zeichnenden Künste eingeschränkt werden; er „erstreckt sich auf alle Werke der Künste. Ein Gedicht oder „eine Rede, durchaus in einem Ton und mit einerley Stimme „gelesen, würde für das Gehör eben so ohne *Haltung* seyn, „wie ein Gemälde ohne Haltung der Farben. Und die Rede, „in welcher alle einzelne Gedanken gleich stark und gleich ausführlich vorgetragen sind, ist dem Gemälde ähnlich, dem die

Und der Grund dieser Bedingung scheint mir in dem bekannten Satze zu liegen, *jede Ursache muß ihrer Wirkung proportionirt seyn*; indem jede Schönheit, ob sie gleich eine Einheit ist, die das Resultat des Mannichfaltigen ausmacht, dennoch nur Einheit in der Erscheinung ist, die an sich aus so vielen Theilen zusammengesetzt ist, als sich Einheiten in der Mannichfaltigkeit finden, die als wirkende Ursachen das ihrige zur ganzen Wirkung beytragen. Nächst dem Gesetze des Widerspruchs giebt es keines, das unserer Seele so wichtig ist, überall in ihrer Thätigkeit sich ihr so sehr aufdringt, und an welches sie, wie ich dieses be-

„Haltung in der Zeichnung fehlt. Es ist anderswo angemerkt
„worden (in dem Artikel *Gruppe*) daß die redenden Künste
„ihre Vorstellungen eben so gruppiren müssen, wie es die zeich-
„nenden Künste thun. Man kann durch die Ausführlichkeit,
„die uns die kleinsten Theile sehn läßt, einen Gegenstand nahe
„bringen, und bloß durch allgemeine Andeutung andere vom
„Auge entfernen. Dieses sehn wir beym *Homer* überall aufs
„genaueste beobachtet. In jedem einzelnen Gemälde sehen wir
„die Hauptpersonen dichte vor uns stehen; wir hören sie reden,
„unterscheiden gleichsam den ihnen eigenen Ton der Stimme,
„sehn jedes einzeln in ihren Gesichtszügen und ihrer Rüstung,
„da andere so weit aus dem Gesichte weggerückt sind, daß wir
„nichts Einzelnes darin unterscheiden.“

reits anderwärts gezeigt, *) selbst unbewusst in ihren dunkelsten Operationen so viel Anhänglichkeit hat, als das Gesetz der *Causalität*. Es macht die Grundlage der ganzen Menschheit, d. i. des Gebrauchs unserer Vernunft aus, daß wir da, wo wir eine Wirkung erblicken, auf das Daseyn einer Ursache geführt werden, und bey der Gegenwart einer Ursache eine Wirkung erwarten. Bieten sich nun unserer Anschauung eine Ursache und eine Wirkung dar, von denen die erste unverhältnismäßig groß ist, so stellt sich uns das Uebermaß derselben, welches zur Wirkung entbehrlich ist, als eine Ursache ohne Wirkung vor; und ist die letzte in Vergleichung mit der ersten zu groß, so erscheint uns ein Theil der Wirkung ohne Ursache. An einem festen nervichten Körper, der mit angestregten Muskeln unter der Last der Erdkugel seinen Rücken beugt, findet die Seele unter der Gestalt des *Atlas* nichts Anstößiges; die Vorstellung derselben Figur in derselben Stellung, die statt jenes Balles eine gläserne Laterne trägt, beleidigt uns. Es ist

*) Versuch über den Schwindel S. 41.

hier vergebliche Kraftäufserung, Ursache ohne Wirkung. Eine runde Säule auf einem kubischen Fußgestelle erregt Gefallen wegen der Angemessenheit der Stütze zur Last; ein vier-eckiger Obelisk, der auf einer Kugel steht, erregt, bey aller sichtlichen Vollkommenheit die er sonst haben mag, eine unangenehme Empfindung. Wir sehen hier Festigkeit ohne hinreichende Befestigung, Wirkung ohne Ursache; und die Idee der schwankenden unsicheren Stellung des grossen Körpers macht uns unruhig, so daß wir uns bey dessen Anschauung nicht lange aufhalten können. Selbst das Bild der *Fortuna*, bey welcher die Beziehung des Wankenden und Unstatthaften die Absicht ist, müßte der sinnlichen Anschauung widrig seyn, wenn nicht zum Theil das Jugendliche Behende des Körpers und die fliegende Leichtigkeit seines Gewandes die Vorstellung der Last verminderte; zum Theil durch die flüchtige gleichsam wägende Stellung auf einem Fusse, die wahrscheinliche Erhaltung uns sinnlich gemacht würde. Der *Obelisk* scheint auf ewig seine Ruhestatt auf der Kugel haben zu

wollen, und dieß ist sinnlich unmöglich: das *Glück* scheint in seiner unstäten fliehenden Bewegung hier nur einen vorübergehenden kurzen Aufenthalt gewählt zu haben, und es ist unserm Auge nichts ungewöhnliches, daß man mit angewandter Geschicklichkeit, durch Unterstützung des Schwerpunkts sich eine Zeitlang in dieser Stellung erhalten kann. — Der Anblick beyder, einer wirkungslosen Ursache, und einer nicht gegründeten Wirkung, erregt in der Seele einen Widerwillen, und versetzt sie wegen der scheinbaren Verletzung des ihr gewohnten Gesetzes der Causalität in einen misfälligen Zustand, der sich mit der Empfindung der Schönheit nicht verträgt, da sie in einem wohlthuenden, sanftlabenden behaglichen Gefühle besteht. Und wenn der Künstler zuweilen mit Vorsatz eine der erwähnten Vorstellungen wählt, wie z. B. die Schilderung Jupiters, der durch die Bewegung seiner Augenwimpern den Olymp erschüttert; so geschieht es gerade, um durch einen Zusatz von Unbehaglichkeit, welches *Erstaunen* wird, jenes Sanfte der Schönheit, um mich so auszudrücken, pi-

kant zu machen, und die Empfindung über die Gränzen der Schönheit in das Gebiet des Erhabenen und Wunderbaren zu heben, da sie denn von edler und stärkerer Art wird. Aber die reine Schönheit fordert überall das am genauesten übereinstimmende Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung.

Man kann daher sagen, das Resultat Schönheit im Ganzen eines Kunstwerks besteht erstlich aus der Summe der Wirkungen, die von den einzelnen Stücken der Mannichfaltigkeit hervorgebracht werden, und zweytens aus der Verbindung dieser einzelnen Wirkungen unter einander. Gefetzt nun, daß diese Verbindung in dem Werke aufgehoben würde, so fiel das letzte Moment freylich weg; aber wir hätten dennoch so viele einzelne Schönheiten vor uns, als einzelne Stücke, die Wirkungen hervorbringen; denn jede Ursache mit ihrer Wirkung zusammen genommen, macht für sich ein befondres Ganze aus, das, weil es zusammenge setzt ist, der Schönheit und Häßlichkeit fähig seyn muß; und diese können durch nichts, als durch das Verhältniß- oder Unver-

hältnißmäßsige zwischen der Ursache und der Wirkung bestimmt werden. Wenn wir nun das Resultat Schönheit eines Kunstwerks *I*. nennen; die mannichfaltigen Stücke, woraus es besteht *a. c. e. g*; ihre Wirkungen zum Ganzen *b. d. f. h*; die aus der Verknüpfung dieser einzelnen Wirkungen unter einander entstehende Einheit, *K*; und die Haltung zwischen *a* und *b. c.* und *d. u. f. w. l* — so folgt, daß der Grad der Schönheit *I*. nach einem dreyfachen Verhältnisse geschätzt werden muß, nemlich nach der Menge von einzelnen Wirkungen *b. d. f. h.* aus welchen die Mannichfaltigkeit besteht; nach dem Grade der Haltung zwischen diesen Wirkungen und ihren Ursachen, in so fern sie Theile des Ganzen ausmachen *l*. und endlich nach dem Grade der Verbindung dieser Wirkungen *K*. Den Gothischen Gebäuden fehlt es an *Haltung*, den chinesischen Gärten an *Einheit*, und den Bildern der Hertrurier an *Mannichfaltigkeit*.

Aus dieser Betrachtung läßt sich eine Bemerkung des Herrn Sulzer vortreflich erklären, wiewohl es unbegreiflich ist, wie dieser Welt-

weise, der doch selbst die Idee von Haltung so richtig angiebt, es hat übersehen können, dieselbe nicht als ein Moment in der Verhältnißbestimmung der Schönheit mit anzuführen.

„Die Grade der Schönheit zweyer Gegenstände, sagt er in seiner Theorie der Empfindungen, werden im zusammengesetzten Verhältnisse der Einheit und Mannichfaltigkeit seyn, welche in jedem dieser Gegenstände herrschen. Ich will hiermit, setzt er hinzu, eben nicht so viel sagen, daß die Schönheit just genau im zusammengesetzten Verhältnisse der Einheit und Mannichfaltigkeit eines Ganzen sey. Beyde Eigenschaften müssen zusammenkommen, um die Schönheit einer Sache auszumachen; aber sie kommen nicht in gleichem Grade zusammen. Mir scheint die Mannichfaltigkeit mehr zur Schönheit beyzutragen, als die Einheit. Wenn man sich also der Zahlen bedient, die Grade der Vollkommenheit, welche man in der Einheit und Mannichfaltigkeit eines Ganzen wahrgenommen hat, auszudrücken, so muß man sich so ausdrücken: Die Gröfse der Schönheit ist im

„zusammengesetzten Verhältniß der Gröfse der „Einheiten und einer gewissen Potenz der „Gröfse der Mannichfaltigkeit.“ Nach meiner Entwicklung läßt sich der Grund dieser Erscheinung, warum die Mannichfaltigkeit mehr zur Schönheit beyträgt, als die Einheit, leicht einsehen. Denn durch einen jeden Grad Mannichfaltigkeit, der zum Ganzen hinzukommt, erwächst diesem ein doppeltes Moment der Schönheit, erstlich die Vergrößerung der gesammten Wirkungen *b. d. f. h.* um einen Grad, und zweytens die Haltung *l.* oder die Vollkommenheit, die aus der proportionirten Uebereinstimmung dieser einzelnen Wirkung mit ihrer Ursache, die sie hervorbringt, entspringt; da hingegen bey der Vermehrung der Einheit um einen Grad, in dem Ganzen nur das eine Moment *k.* einen Zuwachs gewinnt. Gefetzt also, wir hätten zwey Gegenstände vor uns, deren Schönheit mit einander verglichen werden soll, wovon der eine fünf Grade Mannichfaltigkeit, und einen Grad Einheit, und der andre umgekehrt einen Grad Mannichfaltigkeit und fünf Grade Einheit be-

fitzt: so wird das Resultat *I.* keinesweges in beyden dasselbe seyn, ungeachtet das Produkt der Vervielfältigung einerley ist; sondern der erste wird darum einen größern Grad von Schönheit haben, weil die fünf Grade Mannichfaltigkeit noch mehrere Momente der Vollkommenheit mit sich führen, die aus der *Haltung* zwischen einem jeden Grade und seiner Ursache entstehen, die aber bey dem andern Gegenstande, welcher statt der Mannichfaltigkeit fünf Grade Einheit besitzt, unersetzt bleiben. Und da diese *Haltung* selbst wiederum verschiedener Grade fähig ist, so sieht man leicht, warum eine allgemeingültige genaue Bestimmung dieser Potenz von Mannichfaltigkeit nicht ohne Schwierigkeit, oder auch ganz und gar nicht angegeben werden kann.

Ich kehre nunmehr zurück. Vorausgesetzt also, es sey objektive bey der Schönheit ein so wichtiger Umstand, daß ein jedes Stück der Mannichfaltigkeit nur eine bestimmte ihm angemessene Wirkung zum Ganzen beytragen müsse; so ist klar, daß subjektive, sowohl bey der bloßen Erkenntniß und Beur-

theilung, als bey der Empfindung und Zusammenfetzung der Schönheit sehr viel darauf ankommen muß, daß ein jedes Stück der Mannichfaltigkeit auf das Gefühl und die Vorstellung einen Eindruck mache, welcher der objektivischen Wirkung desselben im Ganzen angemessen ist, wenn die Empfindung der Schönheit oder die Schönheit selbst die vollkommenste seyn soll; denn so bald irgend ein minder wichtiger Theil derselben, der nur einen unerheblichen Beytrag zur ganzen Wirkung darbietet, einen allzustarken Eindruck auf die Vorstellung macht, oder umgekehrt, ein beträchtlicher, der an der Hauptwirkung einen großen Antheil hat, übersehen oder nur schwach empfunden wird: so muß nothwendig subjektive die Haltung unrichtig, und das Ganze in der Vorstellung verunstaltet werden. Man findet alsdann in Nebestücken unproportionirte Schönheit, und andere, die von größerer Erheblichkeit sind, bleiben unbemerkt; man tadelt den Künstler, streitet über den Werth seines Werkes, da er doch unmöglich bey der Wahl, Anordnung und Zusammenfetzung seiner Mannich-

nich-

nichfaltigkeit, nach den Eindrücken sich hatte richten können, die sie auf dieses oder jenes Subjekt machen, (ein Umstand der von unzähligen Nebendingen abhängt, und bey verschiedenen Menschen so sehr verschieden seyn kann); sondern den Grad einer jeden einzelnen Wirkung und ihr Verhältniß zum Ganzen nach dem objektivischen innern Werth ihrer Ursache hat bestimmen müssen. Man findet alsdann entweder, gleich jenem Kinde, in der Geschichte Alexanders mit seinem Arzte darin das Bewunderungswürdigste, daß der Erstere standhaft ohne sich zu ekeln einen ganzen Becher voll Arzeney hinunter schluckte; oder man übersieht das Vortrefliche in der Helena des Zeuxis, bis ein *Nikomachus* einem zuruft: *nimm meine Augen, und sie wird dir eine Göttin scheinen!*

Dies von der Mannichfaltigkeit. An der Erkenntniß der Einheit hat, wie ich bereits erwähnt habe, die Vernunft den größten Antheil. Denn bey dieser kommt es nicht auf bloß abgefonderte Vorstellungen einzelner Stücke an, sondern auf Beurtheilung und Vergleichung

vieler gegen einander; und dieß ist einzig das Geschäft der Vernunft. Wäre es möglich, daß ein Mensch alle seine Seelenkräfte behielte, und die Vernunft auf einmal verlöre, so würde in einem Augenblick der ganze Vorrath seiner Erkenntniß in lauter einzelne unzusammenhängende Stücke zerfallen, ohne daß sich unter ihnen ein einziges Ganze fände. Mit der besten Einbildungskraft würde er nicht im Stande seyn, das einförmigste Ganze zusammenzusetzen. Die Einbildungskraft für sich allein stellt uns die Gegenstände so vor, wie sie aus der Natur durch die sinnlichen Organe den Weg zu uns nehmen, abgefondert, und allenfalls dem Raume nach neben einander, oder der Zeit nach auf einander; aber ihre objektiven Einwirkungen in einander, wodurch sie eigentlich reelle Ganze werden, zu erkennen, dazu wird eine Kraft der Seele erfordert, die erstlich sich mehrere Gegenstände zugleich vorstellt, und dann vermittelt des Bewußtseyns von einem zum andern übergeht, sie vergleicht, und sich ihre wechselseitigen Beziehungen gedenkt; das heißt, es müssen Urtheile

gefällt werden, es muß die Vernunft hinzukommen, die dieses verrichtet. Und, wie gesagt, ist dieses von der bloßen Erkenntniß der in der Natur schon vorhandenen Ganzen wahr, so wird es um so viel mehr von denen gelten, welche von der Seele selbst gebildet werden, wo durch innere Thätigkeit unter vielen empfangenen Eindrücken erst Einheit gestiftet, und Ganze geschaffen werden sollen.

Die Fähigkeiten, die vorzüglich zur richtigen Erkenntniß der Schönheit erfordert werden, laufen also auf folgende hinaus: Die *Vernunft* zur Erkenntniß der Einheit; die *Einbildungskraft* zur Vorstellung der Mannichfaltigkeit, und ein *Gefühl* von dem wahren Werthe der einzelnen Stücke in dem Mannichfaltigen, vermöge dessen die Lebhaftigkeit der Vorstellung eines jeden seiner Wirkung zum Ganzen genau angemessen ist. Bey der reinen Vollkommenheit, wo alles auf deutliche Erkenntniß ankommt, ist dieses Geschäft des Gefühls das Werk der Vernunft; denn die objektive Erkenntniß der Haltung besteht in nichts anderm, als in dem deutlichen Urtheile über

den innern Werth eines Theils nach einer gewissen objektivischen allgemeinen Regel, und dessen Vergleichung mit dem Antheil, den er an der ganzen Wirkung hat. Da aber die Schönheit sich nicht aufserhalb den Gränzen der Klarheit erstrecken darf, so ist es eine nothwendige Bedingung, daß so wohl bey der Beurtheilung, als bey der Erfindung, die Erkenntniß der Haltung durch ein Gefühl geschehe, damit die daraus entspringende Vollkommenheit, *Vollkommenheit in der Erscheinung* werde; obgleich nicht zu leugnen ist, daß die Vernunft dieses Gefühl ungemein unterstützen kann, indem die verschiedene Lebhaftigkeit der Vorstellung von dem verschiedenen Grade der Aufmerksamkeit abhängt, und diese doch zum Theil von der Vernunft nach Willkühr gelenkt werden kann.

Ich behaupte aber keinesweges, daß dieses die einzigen Seelenfähigkeiten sind, die zum Geschmack erfordert werden, und keine der übrigen Einfluß auf denselben haben: wer die Eigenschaften der Seele kennt, der weiß, daß sie sich in ihr in keinen solchen Ab-

theilungen wie in den Lehrbüchern befinden, sondern dafs alle in einander verwebt find, und unter gewissen Umständen keine einer Beförderung fähig ist, ohne dafs andere zugleich mit ihr befördert werden. Ueber dieses setzt die Erkenntniß der Materialien des Mannichfaltigen allerdings so viele Arten von Erkenntnißfähigkeiten voraus, als verschiedene Arten von Gegenständen find, aus denen diese Materialien bestehen. So muß man z. B. Scharffinn mit der Einbildung verbinden, um sich nicht blofs die einzelnen Stücke der Mannichfaltigkeit vorzustellen, sondern auch um ihre sanftesten Schattirungen und die subtilsten Fäden mit welchen der Künstler sie verbunden hat, zu bemerken; man muß einen *gesunden Verstand* haben um die Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit, Richtigkeit und Unrichtigkeit der erdichteten Vorfälle in der Mannichfaltigkeit gehörig schätzen zu können; man muß Kenntnisse der physischen und moralischen Natur, und Beobachtungsgeist besitzen, um die Wahrheit und Falschheit in den Schilderungen der leblosen Gegenstände oder der Charaktere und Leiden-

schaften samt ihren Uebergängen in einander einzusehen; man muß selbst Witz haben, um die witzigen Einfälle, welche Bestandtheile der Mannichfaltigkeit ausmachen, zu schmecken und ihre Aechtheit und Falschheit zu unterscheiden; man muß der Sympathie und einer gewissen Gewandheit in seinem ganzen inneren Wesen fähig seyn, um sich in die Empfindungen und Situationen, welche der Künstler in die Mannichfaltigkeit gebracht hat, mit Leichtigkeit zu versetzen u. s. w. Allein man sieht, daß alle diese und noch mehrere unzählige Fähigkeiten unentbehrliche Erfordernisse zur Kenntniß der Materialien sind, aus welchen das schöne Kunstwerk zusammen gesetzt ist; meine Absicht ist aber hier nur, diejenigen anzugeben, die zur Erkenntniß der *Schönheit*, abgesondert vom Inhalte der Materie, bloß als Eigenschaft der Form, nothwendig sind, und unter diesen nur diejenigen, welche *vorzüglich* das Wesen des Geschmacks ausmachen. Alle übrigen können nur in so weit in Betrachtung gezogen werden, als sie mittelbar auf diese von Einfluß sind, sie befördern, oder unterdrücken.

Wenn nun, wie ich gezeigt habe, bey jedem Schönen die drey Stücke *Einheit*, *Mannichfaltigkeit* und *Haltung* in einem gewissen Verhältnisse bey einander seyn müssen; so ist es offenbar, daß zum Geschmack eben dieses Verhältniß unter den drey Fähigkeiten, welche zur Erkenntniß jener Stücke nothwendig sind, erfordert wird. Die vollkommenste Schönheit ist diejenige, bey welcher sich die größte Anzahl von mannichfaltigen Dingen, die genaueste Einheit und die richtigste und angemessenste Haltung finden; der vollkommenste Geschmack ist der, welcher die ausgebreitetste und lebhafteste Einbildungskraft, die größte Vernunft, und das richtigste Haltungsgefühl mit einander vereinigt; und je nach dem eine von diesen Eigenschaften in Verhältniß der beyden übrigen zu stark oder zu schwach ist, darnach wird der Geschmack verschieden seyn, gut oder schlecht, fein oder stumpf, gründlich oder feicht, groß oder klein, u. f. w.

Die Frage also: *ist die Vernunft dem Geschmacke schädlich?* ohne deren verhältnißmäßigen Grad gegen die übrigen erforderlichen

Eigenschaften anzugeben, ist eben so unbestimmt und zweydeutig, als die Frage seyn würde: *machen grosse Ausgaben den Menschen arm?* Diese kann so wenig beantwortet werden, ohne dafs man die Einkünfte dieses Menschen zugleich mit in Betrachtung zieht, als jene, ohne eine Vergleichung zwischen dem Grade von Vernunft und den Graden der übrigen Fähigkeiten, die zum Geschmacke nothwendig sind, anzustellen. Die Ausgaben können noch so gros seyn, und sie werden dennoch keine Armuth hervorbringen, wenn sie nur den Einkünften gemäfs sind, oder von ihnen übertroffen werden. Eben so kann selbst zum Vortheil des guten Geschmackes der Grad von Vernunft unendlich gros seyn, wenn nur die andern Erfordernisse des Geschmackes sich im gehörigen Verhältnisse dabey befinden. Frägt man aber: *ist eine nach Verhältnifs der Einbildungskraft und des Haltungsgefühls zu grosse Vernunft dem Geschmacke schädlich?* so kann man die Antwort leicht voraussehn. Allerdings ist sie ihm schädlich, so wie jedes von den andern beyden Stücken, wenn es mit den

übrigen nicht in dem gehörigen Verhältnisse stehet; aber freylich nicht wegen der Gröfse an sich, sondern blofs wegen des Mißverhältnisses, das dadurch unter den Eigenschaften des Geschmackes entspringt. *)

So viel ist wahr, der Grundtrieb der Seele selbst, zufolge dessen sie sich bemühet, ihren Wirkungskreis von allen Seiten zu erweitern, ist von endlichem Vermögen; bey der Bearbeitung ihrer Fähigkeiten sind ihr, sowohl in der Vervielfältigung, als in der Verbreitung einer einzigen, Schranken gesetzt; daher findet man selten bey einem Menschen überaus grofse Vervollkommnung einer Kraft, ohne eine Vernachlässigung anderer, die mit ihr nicht in einer genauern Verknüpfung stehen. Vorzüglich sind die Fälle nicht häufig, wo die

*) „Nichts droht dem Geschmacke und der Urtheilskraft mehr Gefahr,“ sagt ein sonst scharffinniger Beobachter des menschlichen Geistes, „als die Spitzfindigkeiten alter und neuer Metaphysik, die ihre Zwiste auf Worte einschränken, und nichts als Zweifel und Dunkelheit aus ihren Untersuchungen herausbringen. Denn sie erschöpfen die Kräfte des Geistes ohne Grund; sie ersticken alle Sehnsucht nach wahren Erkenntnissen; sie ziehen die Aufmerksamkeit von allem, was das Menschenleben betrifft, von allen Dingen in Kunst und Natur ab;

beyden Arten von Vervollkommnung, nemlich die Erweiterung der Kräfte dem Grade und der Menge nach, sich beyfammen finden. *Viel* und zugleich *Vieles* zu umfassen, ist eine Eigenschaft der *Leffinge* und der *Kante*; eine Eigenschaft feltner Jahrhunderterscheinungen. Allgemein genommen, wird es doch von der Erfahrung ziemlich bestätigt, daß intensive und extensive Gröfse menschlicher Kräfte nicht am öftesten vergesellschaftet sind. Ein weitläuftiges Gedächtniß und die mit diesem verknüpften Fähigkeiten, der Witz, die Einbildungskraft, u. f. w. sind eben nicht diejenigen Eigenschaften, deren sich die Algebraisten und die blofs spekulativen Metaphysiker häufig rühmen können, so wie der Tief- und Scharfsinn nicht das gewöhnliche Talent der blofsen

„die das Herz erwärmen und die Phantasie beleben; sie verderben alle Verstandeskräfte, beflecken alle gute Grundsätze, und vergiften die Quelle alles Menschenglückes.“ *Beatties moral. und krit. Abhandlungen* S. 363. Dieser tadelhafte Tadel der metaphysischen Spekulationen ist offenbar übertrieben. Der Engländer nimmt den Mund zu voll. Es liegt keinesweges in ihrem Wesen, daß sie alle Sehnfucht nach wahren Erkenntnissen ersticken, das Herz erkälten, die Phantasie tödten u. f. w. Sie können es freylich, wenn sie zu einseitig betrieben werden,

Sprachgelehrten ist. Da nun, wie ich gezeigt habe, zu dem Geschmack Fähigkeiten von beyden Arten erfordert werden, als Vernunft und Einbildungskraft, so kann es nicht befremden, daß man bey Menschen, die ihre Kräfte vorzüglich auf die Bearbeitung eines von diesen Stücken verwenden, die Fertigkeit das Schöne zu erkennen sparsam antrifft. Die Ursache liegt subjektive in dem Unvermögen des Menschen, nicht objektive in der Beschaffenheit dieser Kräfte. Dem tieffinnigen Meßkünstler fehlt es zur Beurtheilung des Schönen an leichter Umfassung der Mannichfaltigkeit; dem unphilosophischen Naturaliensammler an Scharffinn zur Bemerkung der Einheit; und dem in seinem Kreise eingeschränkten Schulmann an richtiger Schätzung der einzelnen Stücke in der

aber sie *müssen* es nicht: und nur dann unter der Bedingung, wenn sie es thun, wenn die subtilisirende grüblende Vernunft in einem so unverhältnißmäßigen Grade kultivirt wird, daß dadurch die Aufmerksamkeit von allem was das Menschenleben betrifft, von allen Dingen in Kunst und Natur u. s. w. abgezogen wird, kann man das Urtheil über die Gefahr, welche sie dem guten Geschmacke und der Urtheilskraft drohen, unterschreiben. Man verwandle sein *Denn* in *Wenn*; und *Beatties* hat recht.

Mannichfaltigkeit. Lasset den ersten seine Einbildungskraft nach Verhältniß der Vernunft vergrößern, den zweyten seine Vernunft üben und Begriffe zergliedern und vergleichen lernen, und den dritten sich Umgang mit der Welt und Kunstfachen erwerben; und ihr werdet sie in Künstler und Gesetzgeber des Geschmacks verwandelt sehn; ihr werdet einen *Kästner*, einen *Haller*, einen *Winkelman* vor euch haben.

Dies sind also die zwey Hauptbedingungen, worauf alles beym guten Geschmack ankommt: Erweiterung der drey erwähnten Fähigkeiten; und die Beobachtung des gehörigen Verhältnisses unter ihnen. Das letzte scheint in den meisten Fällen zur bloßen Erkenntniß und Beurtheilung der Schönheit hinreichend zu seyn; zu deren Hervorbringung aber wird mehr erfordert. Die Kräfte müssen angestrengt und ausgedehnt werden, wenn sie bis zum *Schaffen* wirksam werden sollen. Auch scheint jenes oft die Folge eines bloß negativen Verhaltens zu seyn; zu diesem hingegen gehört wahre Thätigkeit. Daher

läßt es sich erklären, warum das Frauenzimmer im Ganzen zwar ein feineres Gefühl für das minderwichtige Schöne hat, und ein richtigeres Urtheil in Geschmacksfachen zu fällen im Stande ist als Mannspersonen, warum man aber gleichwohl verhältnißmäfsig so wenige Meisterstücke der Kunst aus ihren Händen aufzuweisen und zu erwarten hat. Die Erziehung des Frauenzimmers geht selten dahin, daß man irgend eine Seelenkraft besonders bey ihm zu erweitern sucht; auch werden sie alle nicht sehr angestrengt. Die Gegenstände seiner Beschäftigungen sind meistens so, daß dessen Kräfte nur in einem leichten Spiele erhalten werden, und keine wird vorzüglich vor den übrigen erhöht; daher bleibt das Verhältniß, das sich schon von Natur zwischen den Kräften der Seele findet, ungestört: und dies macht, daß Frauenzimmer das Mannichfaltige und dessen Beziehungen zur Einheit in der Schönheit mit Leichtigkeit umfassen, wenn das erste nicht allzugroß ist und die letzten nicht allzufein und verwickelt sind. Da aber Mannspersonen sowohl durch Erziehung als durch Temperament ge-

neigt find, ihren Fähigkeiten einen größern Grad von Ausdehnung zu geben, und unter denselben gemeiniglich eine zur herrschenden haben: so wird bey ihnen das natürliche Gleichgewicht unter den Kräften leichter aufgehoben. Daher wird bey ihnen im Ganzen das Gefühl für die Schönheit, und der richtige Geschmack weniger allgemein anzutreffen seyn; hingegen muß man den wenigen Glücklichen unter ihnen die größten Wunder der Kunst zu verdanken haben.

Noch ein Umstand läßt sich aus dem Obigen vortreflich erklären: dieser nemlich, daß die muntern und aufbraufenden Jahre des Jünglings, da alle Kräfte, so zu sagen, noch gähren, dem großen und gründlichen Geschmacke nicht die günstigsten find, ob sie gleich zu den Produkten des Genies in andern Gegenständen, die mit dem Schönen in keiner Verbindung stehen, die fruchtbarsten zu seyn pflegen. Zu diesen wird eben jene große unproportionirte lebhafte Wirksamkeit einer Kraft, wenn auch auf Kosten der übrigen, erfordert; und dazu find die Jahre die

vorzüglichsten, in denen der Geist noch frey von allen Schranken wirkt, und die Schwierigkeit die aus dem Bedürfnisse, auch die übrigen Fähigkeiten zu bearbeiten, entspringt, nicht fühlt oder nicht achtet. Da geht denn das Genie seinen Weg ungestört fort, und thut Wunder. Zum reifen und gründlichen Geschmack hingegen wird schon der weise proportionirte Gebrauch mehrerer Kräfte, ausgebreitete Bekanntschaft mit der Natur und mit Kunstsachen, genauere Kenntniß der Welt und der menschlichen Seele und Nachforschungen der Gegenstände, die verschiedentlich auf diese wirken, erfordert: und dazu ist der Jüngling selten aufgelegt; dazu gehören reifere und gesetztere Jahre, Jahre, in denen die auflodernde Flamme einer einzigen Fähigkeit bereits verpußt ist, und eine weise ruhige Gröfse sich über die ganze Oekonomie der Seele verbreitet hat. Noch mehr. Diese Bemerkung erstreckt sich nicht nur auf das producirende Genie in andern Wissenschaften und Künsten, sondern zum Theil so gar bis auf das Genie im Schönen selbst, da dessen erfinderische Wirkksamkeit gemeinhin dem gro-

fsen und reifen Geschmacke vorgeht. *Horaz* und *Lessing*, *Boileau* und *Pope*, waren alle erst Erfinder, und dann wurden sie Geschmacksrichter; *Hogarth* und *Mengs* waren lange vorher Künstler, ehe sie uns die Kunst zu beurtheilen so vortreflich lehrten; und ehe *Friedrich* seine Nebenregenten in der Kriegeskunst so schön unterrichtete, hatten seine Feinde die Wirksamkeit seines kriegerischen Genies bereits sehr stark empfunden. Diefs ist der wahre Gang des menschlichen Geistes. Wer mit der Kritik den Anfang macht, wird selten ein grofser Meister in der Ausübung werden; diefs hat die Geschichte der Litteratur und Kunst von jeher bestätigt, und noch unter uns be-
stätigt sie es fast täglich.

ZWEYTER ABSCHNITT.

Wie haben wir es also anzufangen, wenn wir diejenigen, deren Erziehung uns obliegt, zeitig zum guten Geschmacke bilden wollen? Es ist offenbar, wir müssen diejenigen Fähigkeiten, die dazu erfordert werden, die Vernunft, die Einbildungskraft und das Haltungsgefühl, zu vervollkommen suchen, und in ein gehöriges Verhältniß bringen. Die Kräfte der Seele kommen darin mit den Kräften des Körpers überein, daß sie durch die Uebung zunehmen. Je mehr sie angewendet werden, desto größer wird ihr Umfang und ihre Fertigkeit immer mehr und mehr zu umfassen. Es ist hier der Ort nicht, die pädagogischen Kunstgriffe aus einander zu setzen, deren man sich mit Vorthail bedienen kann, um in der Seele der Jugend diese oder jene Fähigkeit anzubauen, dieser oder jener Kraft einen besondern Schwung zu geben. Dieß ist das Werk der *Rousseaus*, der *Kampe*, der *Stuve*; nur so viel muß ich hier erwähnen, daß die Kultur des Geschmackes es nothwendig erfordert,

die verschiedenen dazu gehörigen Kräfte nicht abgefondert an verschiedenen Gegenständen, sondern immer an einem und eben demselben zugleich üben zu lassen. Bey dem Gebrauche der Vernunft muß die Einbildungskraft nicht verabfäumt werden: man muß suchen die feinsten und abgezogensten Begriffe so viel als möglich in *concreto* denken zu lernen; so muß man umgekehrt bey den Beschäftigungen der Einbildungskraft immer die Vernunft bey der Hand haben, um ihr die Aufsicht über sie zu lassen. Machet, möchte ich den Erziehern der Jugend zurufen, machet, daß eure Untergebene mahlerisch philosophiren, und wenn es möglich ist, philosophisch träumen!

Aber die Vervollkommnung der dritten erforderlichen Fähigkeit, des zur richtigen Erkenntniß der Haltung erforderlichen Gefühls, ist dasjenige, welches den meisten Schwierigkeiten unterworfen ist, die meiner Einsicht nach den vorzüglichsten Grund von der Verschiedenheit des Geschmackes unter einzelnen Menschen sowohl, als unter ganzen Völkerschaften enthalten. Und dieser Umstand hat, weil man

dessen Quelle nicht gehörig unterfuchte, zu der irrigen Meynung Gelegenheit gegeben, daß das Schöne überhaupt gar nichts reelles enthalte, das außer dem Gehirne empfindender Wesen anzutreffen sey, sondern gleich den einzelnen Erscheinungen der gröbern Sinne, bloß in der subjektivischen Beschaffenheit der menschlichen Organe sein Daseyn habe; da doch im Grunde dieser Schluss nicht weniger Unrichtiges enthält, als der Schluss von der Verschiedenheit der Meynungen über jeden andern Gegenstand der Natur, (wie z. B. über die Bewegungsart der Himmelskörper, die Unsterblichkeit der Seele, das Daseyn der dunkeln Begriffe u. d. m.) auf dessen bloß ideale Wirklichkeit in sich begreifen würde. In beyden Fällen liegt die Ursache der Uneinigkeit in der ungleichen Art die Kräfte anzuwenden, welche zur Erkenntniß der Sache nothwendig sind. Und unter diesen Erkenntnißarten kann immer nur eine die richtige seyn, nach der die übrigen gestimmt werden müssen, wenn sie in Ansehung des Resultats übereinkommen sollen. Wer sich häufig mit Disputiren über Gegen-

stände der Weltweisheit abgiebt, der weiß, wie oft man auch bey diesen gezwungen ist, den Streit mit einer Antwort des *Nikomachus* zu endigen: *nimm meinen Verstand, und die Sache wird dir sonnenklar erscheinen!*

Die Vollkommenheit des Haltungsgefühls, sage ich, ist das schwierigste beym Geschmack, und dessen verschiedene Beschaffenheit zugleich der wichtigste Grund von der Verschiedenheit der Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit. Die Ursache liegt am Tage. Keine von den übrigen beyden Eigenschaften des Geschmacks ist mit demjenigen, was man Charakter des Menschen nennt, so sehr verknüpft, als diese. Vernunft und Einbildungskraft können der Jähzornige und der Sanftmüthige, der Graufame und der Mitleidige, in gleichem Grade besitzen; aber das Gefühl von den Eindrücken äußerer Gegenstände auf unsere Vorstellung ist mit allen unsern Neigungen und Begierden auf das genaueste verwebt, und kann unmöglich in Menschen, bey denen diese verschieden sind, von ganz ähnlicher Beschaffenheit seyn oder sich in einem gleichen Grade

befinden. Man weiß, wie sehr eine einzige heftige Begierde über alle unsere Empfindungen Meister ist, und aus welchen entgegengesetzten Gesichtspunkten verschiedene Begierden uns einen und denselben Gegenstand betrachten lassen. Jede herrschende Neigung macht, daß diejenigen Gegenstände, welche auf sie eine genauere Beziehung haben, ihr günstig oder zuwider sind, mit doppelter Lebhaftigkeit empfunden werden: daß aber die Gegenstände anderer Neigungen, welche uns weniger am Herzen liegen, im Dunkeln bleiben, und gar keine, oder nur eine geringe Wirkung auf uns haben. Und dieses gilt nicht nur von einer einzigen herrschenden Begierde, sondern von allen Leidenschaften überhaupt: je nachdem sie sich in einem etwas stärkern oder schwächern Grade in uns finden, je nachdem sind ihre Gegenstände von lebhafterer oder schwächerer Wirkksamkeit auf unsere Vorstellung. Giebt es nun so selten zwey Menschen, bey denen sich alle Neigungen in ganz gleichem Grade finden, so kann man sich unmöglich darüber wundern, daß man so selten

zwey Menschen antrifft, auf welche ein und derselbe Gegenstand immer eine und dieselbe Wirkung hat. Und da es, wie ich oben zeigte, bey dem Geschmack eine wesentliche Bedingung ist, daß die Eindrücke der einzelnen Stücke im Mannichfaltigen eine gehörige ihrem Antheil an der Einheit angemessene Lebhaftigkeit haben; so kann es nicht weniger befremdend seyn, zwey Menschen von vollkommen gleichem Geschmacke anzutreffen.

Nichts ist dem Menschen gewöhnlicher, als das Schöne mit dem Nützlichen zu verwechseln; und nützlich ist ihm alles, was der Befriedigung irgend einer Begierde in ihm Vorschub thut. So umgekehrt: was die Befriedigung einer heftigen Begierde hindert, ist ihm schädlich, und er hält es oft eben deswegen für häßlich; ungeachtet Schönheit und Häßlichkeit an und für sich Vollkommenheit und Unvollkommenheit sind, deren Vorstellung bloß an sich, ohne allen Einfluß auf die Sättigung anderer Leidenschaften, Lust oder Unlust gewähren, begehrt, verabscheut und auch nur in so fern beurtheilt werden muß.

Aber so ist der Mensch! die Leidenschaften und Gefinnungen, die einmal durch Temperament oder Erziehung Wurzel bey ihm gefasst haben, geben immer den Hauptton an, nach dem er alle andern Saiten seiner Seele stimmt; und unbekümmert um ihren eigenthümlichen Klang, findet er sie nur wohl- oder übellautend, in so weit sie mit jenem harmonieren oder nicht.

Der Ort, wo wir unser Glück gemacht oder viele Freunde haben, der Garten, wo wir uns in dem Zirkel einer angenehmen Gesellschaft zu belustigen pflegen, kommen uns, auch abgefondert von diesen Annehmlichkeiten, in der Erinnerung als schön vor. Auf dem Boden, den die Geliebte unsers Herzens betritt, sehen wir nichts als Rosen, und das schönste Gewölk bezieht den Himmel, unter dem sie wandelt. Sie selbst ist unser Ideal; und ihre einzelnen Züge und Eigenschaften, sie mögen an sich noch so häßlich seyn, dienen uns zum Muster bey Beurtheilung der Schönheit anderer Personen. Ihr Wuchs, ihre Gröfse, ihre Stirne, ihre Augen, ihr Haar müssen alle die-

jenigen haben, die auf Schönheit Anspruch machen wollen. *Cartes* hatte eine besondere Partheylichkeit für schielende Leute, weil, wie er selbst sagte, seine erste Liebe in seinen Kinderjahren ein Mädchen mit diesem Fehler war; und *Beatties* bemerkt sehr richtig, daß aus einem ähnlichen Grunde *Anacreon* so sehr günstig von zusammenlaufenden Augenbraunen gesprochen haben mag. „Ein Umstand, der den Kritikern viel zu schaffen gemacht hat, weil sie, sagt er, den Dichter niemals als einen Menschen, sondern immer nur als einen Schriftsteller betrachteten, und sich eingebildet zu haben scheinen, er würde nichts von seinen eignen Besonderheiten erwähnen, was nicht auch durch den allgemeinen Geschmack seines Zeitalters sich gerechtfertigt fände“ *) — Dies ist das Werk der vergesellschafteten Ideen. Alles, was mir gehört, ist schön, und zwar deswegen schön, weil es mein ist: dies ist das Werk der Eigenliebe. Mein kleines Gärtchen hat eben keine große Vorzüge, und wenn es einem andern zugehör-

*) S. 266.

te, könnte es mir vielleicht missfallen; aber es ist *mein* Gärtchen, und ich weiß nicht, wie man in seiner Art ein schöneres haben kann. Dieß erstreckt sich also auf alles, was mit uns in einiger Verbindung steht. Mein Freund, sagen so viele Leute, hätte ein sehr häßliches Ansehn? ich finde dieses gar nicht. Ich sehe wohl, daß sein Gesicht nicht auffallend schön ist; aber ich lese so viele verborgene Schönheit und einen solchen bedeutenden Ausdruck in den einzelnen Zügen, daß ich das Ganze, wenn ich ein Künstler wäre, mir als ein Muster zum Apollo wählen würde. Meinen Feind hingegen nennt man einen Adonis; die Leute scheinen mir keine Augen zu haben. — Die Eifersucht macht nicht, daß ein Frauenzimmer dem andern die Schönheit *abspricht*; sie macht, daß es das andere nicht schön *findet*. Betrifft es gar Gegenstände, die das Werk unserer Hände sind und also mit uns in dem Verhältniß der Folgen mit der Ursache stehn: so gehört wahrlich ein großer Grad von Selbstverleugnung dazu, um unpartheyischer Richter zu seyn. Schriftsteller und Künstler fangen alsdann erst

an über die Schönheit ihrer Werke billig zu urtheilen, wenn sie an deren Stelle andere hervorgebracht, die ihnen viel schöner däuchten, und ihre Liebe zu den ersten verringern. Man kann keines Vaters Urtheil über die Schönheit seiner Tochter trauen, eben so wenig als dem Urtheile der Mutter. *Jener* findet sie immer schöner als sie wirklich ist, weil sie seine Tochter ist; *diese*, sehr oft, besonders wenn sie selbst noch auf Vorzüge der Schönheit Anspruch machen kann, häßlicher, weil sie doch immer auch Frauenzimmer bleibt, aber freylich nicht so häßlich, als wenn es gar eine Fremde wäre. Und es versteht sich: je stärker der Grad von Eigenliebe bey dem Menschen ist, desto verworrener und unrichtiger wird dessen Urtheil über die Schönheit der mit ihm verwandten Dinge seyn. Von Leuten, gegen welche die Natur etwas freygebig mit dieser Schwachheit umging, wird die mindeste ihrer Kleinigkeiten, weil sie *ihre* Kleinigkeit ist, für das schönste und vortreflichste in seiner Art gehalten. Diefs erstreckt sich bisweilen sogar bis auf in die Augen fallende Häßlichkeiten.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß diejenigen, welche auf den ausschliessenden Besitz einer Sache einen Werth legen, das Seltne mit dem Schönen verwechseln. Die Naturaliensammler gerathen oft, bey Vorkramung ihrer Wunderdinge, über die Schönheit eines Stückes in einen übertriebenen Enthusiasmus, deren Momente, wenn man sie zergliedert, bloß auf dessen Seltenheit und die daher folgende Kostbarkeit hinaus laufen. Die *ächte Windeltreppe* hat in ihrem Bau wahrlich nicht im mindesten mehr Schönheit, als die so genannte *unächte*; aber einst war diese sehr häufig, jene äußerst selten; ihr Besitz kostete beträchtliche Summen, und kein Vorzeiger unterliefs es, eine Vergleichung zwischen beyden anzustellen und den Anschauer auf die vorzüglichere Schönheit der ächten aufmerksam zu machen. Nun ist diese Schnecke in großer Menge zu haben; ihr Preis ist gesunken, und die Sammler finden sie nicht schöner als ihre Stieffchwester.

Den gröbern sinnlichen Vergnügungen und Mißvergnügungen ist es besonders eigen, unser Urtheil über die Schönheit zu verfälschen.

Ein Frauenzimmer, von dem wir wissen, daß es einen stinkenden Athem hat, finden wir auf keine Weise schön: der Ekel tödtet alle Ideen von Schönheit. Hingegen vermischen die Mannspersonen fast allemal die Empfindung von der Schönheit eines Frauenzimmers mit der Idee des Vergnügens, das sie sich in ihrem Genuße vorstellen. Gemeiniglich ist man nicht lüstern nach einer Person, weil man sie schön findet, sondern man findet sie schön, weil man nach ihr lüstern ist. *) Jede Mannsperson hat ihr eigenes Ideal im Kopfe, von dem sie sich den vollkommensten Genuß der Wollust vorstellt; und je nachdem ein Gegenstand sich diesem Ideale nähert, oder sich von ihm entfernt, darnach bestimmt sie den Grad seiner Schönheit. Daher kommt die Verschiedenheit der Urtheile über die Schönheit des Frauenzimmers unter Personen von verschiede-

*) „Ihre Haare sind Gold,“ läßt der spanische Weltweise Cervantes seinen Ritter von der traurigen Gestalt über seine Dulcinea sagen, „Elifiens Felder ihre Stirne, Himmelsbogen ihre Augenbraunen, ihre Augen Sonnen, Korallen ihre Lippen, ihre Zähne Perlen, Alabaster ihr Hals, Marmor ihre Brust, Helfenbein ihre Hände, und ihre Haut weiß wie frisch gefal-

nem Alter, Temperament, und verschiedenen Nationen. Und ich glaube, wenn dem ganzen männlichen Geschlechte der Auftrag gegeben würde, die schönste des andern zu bestimmen, so würde sich unter diesem so wenig eine finden, die nicht eine Stimme für sich hätte, als eine seyn möchte, die nicht die Stimme aller zu verdienen glaubte. Was ich von dem Urtheile der Mannspersonen über die Schönheit des Frauenzimmers sage, gilt ohne Zweifel auch umgekehrt von dem Urtheile des Frauenzimmers über die Schönheit der Mannspersonen. Doch scheint die Erfahrung zu bestätigen, daß im letzten Falle die Verschiedenheit in den Urtheilen nicht so groß ist, als im ersten. Ich wage es nicht, die Ursache hiervon anzugeben; aber es ist die weise Einrichtung der Natur, daß der schwächere Theil des Menschengeschlechtes, der eigentlich ge-

„lener Schnee. Ihre übrigen Reize aber, welche Ehrbarkeit
 „unfern Blicken verbirgt, glaub ich gewiß, sind so beschaffen,
 „daß man sie durch eine lebhaft Phantasie in ihrer Vollkom-
 „menheit zwar denken, nimmer aber mit Etwas vergleichen
 „kann.“ Leben und Thaten des weisen Junker Don-Quixote
 von Mancha, erster Theil, S. 146.

wählt werden soll, in seinem Ideal von Genuß weniger schwierig, und von mehr Einförmigkeit ist, als derjenige, der zum *Wählen* bestimmt ist. Im Ganzen scheint die Winkelmannsche Beobachtung von unläugbarer Gewissheit zu seyn: *dass alle unsere Urtheile über menschliche Schönheit unrein sind.*

Die pöbelhafteste unter allen Leidenschaften, der Geiz, ist von gleichem Einfluß auf das Gefühl der Schönheit. Wenn es einem quälenden Geist einfiel, den Schatten eines Geizigen mit der Empfindung des Ekels und des Abscheues zu martern; so dürfte er sicherlich ihn nur in die Bildergalerien und prächtigen Palläste seines vernünftigen Erben führen. Die einzige Idee von Verschwendung und unnützen Ausgaben, die sich bey der Anschauung eines Kunstwerkes dem Geizigen darbietet, macht es ihm unausstehlich, und erweckt in ihm Abscheu dagegen, ob es gleich das Eigenthum eines andern ist. Daher findet man so selten, daß Geizige selbst an dem unentgeltlichen Genuß der Schönheiten Antheil nehmen. Man trifft sie weder in den öffentli-

chen Schauspielen noch Spaziergängen, ungeachtet sie diefs Vergnügen umfonst haben können. Diese Unglücklichen fetzen den Werth jeder Vollkommenheit nicht in ihren wirklichen Genuß, fondern bloß in das Vermögen, sie genießen zu können; und da das Geld in der That dasjenige Mittel ift, durch welches man zum Genuße fo vieler Vollkommenheiten gelangen kann, fo bleiben fie bey diefem ftehen, und betrachten jede Verwendung deffelben als einen Verlust fo vieler Arten von Vergnügungen, die fie dafür hätten genießen können, ob fie gleich diefelben doch nie genoffen hätten. *) Der Gefchmack aber ift gerade diejenige Fähigkeit, welche am wenigften das Ausfchließende unter den Neigungen und Kräften der Seele duldet; er erfordert vielmehr einen verhältnißmäßigen Grad unter allen, damit eine richtige Vorftellung von den einzel-

*) Diefs ift ein Umftand, der den Geiz unter allen übrigen Leidenschaften befonders charakterifirt. Jede andere Begierde hat immer eine gewiffe Art von Genuß zum Endzweck; daher kann fie zwar, befonders wenn fie die herrfchende im Charakter ift, vor der Befriedigung ausfchließend feyn und jedes andere Verlangen in der Seele verdunkeln; hingegen nach der Befriedi-

nen Stücken in dem Mannichfaltigen entspringe. Und wie kann dieser bey einem Menschen Statt finden, in dessen Seele alles Mannichfaltige auf einen einzigen unfruchtbaren Gegenstand hinaus läuft? Ich habe einst einen solchen Elenden kennen gelernt, der seit vielen Jahren, abgesondert von allem menschlichen Umgange, sich ungeachtet seines Ueberflusses am Gelde von der Mildthätigkeit einiger Freunde unterhalten liefs; er starb und hinterliefs ein ansehnliches Vermögen. Das vornehmste Geschäft in seinem Leben war, dafs er immer fort am Fenster stand, auf die vorübergehenden wohlgekleideten Menschen fluchte und sie anspie. Das Ideal der Schönheit, woran er seine ganze Seele weidete, waren ihm feine goldenen Münzen, die er täglich musterte und stundenlang befah.

Ich

gung verhindert sie nicht, dafs auch die übrigen Begierden erwachen, und die Seele sich nach andern Arten von Genufs sehnet. Der Geiz aber erstreckt sich auf das Mittel, vieler Arten von Genufs froh werden zu können; und eben darum ist er ausschliessend, indem nach einer jeden Befriedigung jede andere Begierde, in der Seele des Geizigen schon befriedigt ist. Diefs ist auch wohl mit einer Ursache, warum von jeder andern

Ich finde es nicht nöthig, mich bey der ferneren Auseinanderfetzung anderer Leidenschaften weitläufig aufzuhalten; genug, dafs, wie gesagt, jede herrschende Leidenschaft unter den übrigen den Ton angiebt. Unter diesen find einige, welche mit jener in einer nähern Verbindung stehen; und nach dem Grade dieser Verbindung, werden die Gegenstände derselben einen stärkern oder schwächern Grad von Verlangen bey uns erwecken. Andere find, ihrer Beschaffenheit nach, der herrschenden gerade zuwider, und ihre Gegenstände müssen in gleichem Grade Abscheu erregen. Hingegen werden die Gegenstände derer, welche auf die Hauptleidenschaft gar keine Beziehung haben, wenn es deren giebt, weder einen ansehnlichen Grad von Verlangen noch von Abscheu hervorbringen, sondern die Seele in

herrschenden Leidenschaft, die Menschen so oft zurückkommen, auf ganz fremde oder gar auf entgegengesetzte verfallen; nur bey dem Geiz ist dieses eine sehr seltene Erscheinung. Wer einmal zu seiner Fahne geschworen hat, verläßt sie nie; es ist nichts, dessen Reiz ihn abtrünnig machen sollte. Er befriedigt unter seinem Dienste alle Leidenschaften, da er im Grunde keine befriedigt.

dem Zustande der Gleichgültigkeit lassen. Ge-
 setzt nun, es befinden sich unter der Mannich-
 faltigkeit eines Kunstwerkes einzelne Stücke,
 welche auf die herrschende Leidenschaft eines
 Menschen genauere Beziehung haben, sie be-
 günstigen oder ihr zuwider sind: so werden
 sie auf diesen Menschen den lebhaftesten Ein-
 druck machen; die übrigen Stücke hingegen,
 die mit der herrschenden Leidenschaft in gar
 keiner, oder nur in einer entfernten Ver-
 wandtschaft stehen, werden nur eine schwache
 Aufmerksamkeit erwecken. Trift es sich nun,
 daß gerade die Ersteren den wichtigsten, und
 die Letzteren nur einen geringen Antheil an der
 Hauptwirkung des Ganzen haben: so wird die
 Schönheit des Werkes für diesen Menschen die
 richtigste Uebereinstimmung, die vollkommen-
 ste Haltung haben. Bey einem andern Men-
 schen kann das Verhältniß der Leidenschaften
 unter einander das Entgegengesetzte seyn: er
 kann die Gegenstände der herrschenden Lei-
 denschaft des Ersten am gleichgültigsten finden,
 und die jenem gleichgültig sind, können auf ihn
 den lebhaftesten Eindruck machen; auf ihn

mufs also eben dieses Kunstwerk die entgegengesetzte Wirkung haben, das Ganze kann ihm nicht anders, als disproportionirt und ohne Haltung erscheinen. Die weibliche Nebenfigur auf einem Gemählde kann vielleicht in der ganzen Gruppe dem Ideal des Genusses eines Menschen am nächsten kommen, und folglich den grössten Theil seiner Aufmerksamkeit an sich ziehen; da sie aber von dem Künstler in der Unterordnung des Mannichfaltigen nur eine Nebenstelle bekommen hat, so mufs sich in der Vorstellung dieses Menschen vom Ganzen etwas Unharmonisches und Widerfinniges mit einmischen, das den Begriff der Schönheit vernichtet oder wenigstens verunstaltet. Auf den eitlen Menschen von kleinem Geschmacke macht das Zierliche überhaupt, und also auch bey einem Gebäude, einen starken Eindruck; die Gothische Bauart mufs daher bey ihm von besonderer Schönheit seyn, da bey ihr der Zierrath zugleich einen so grossen Antheil an der Wirkung des Ganzen hat. Dem an das Erhabene gewöhnten griechischen Auge hingegen mufs dieses Mifsverhältnifs unerträglich seyn.

Aber wie? wenn einmal die herrschenden Leidenschaften sowohl, als das Verhältniß unter den Neigungen überhaupt, bey den Menschen so verschieden find; wie muß es der Künstler anfangen, um seinem Werke diejenige Haltung zu geben, welche dem vollkommensten Geschmacke am angemessensten ist?

Diese Aufgabe ist von der berücktigten Frage: *welches sind die obersten Grundsätze der schönen Wissenschaften und Künste überhaupt?* zwar verschieden, aber gleichwohl steht ihre Auflösung mit der Beantwortung dieser in der genauesten Verbindung. Verschieden ist sie; denn sie bezieht sich auf das Ausfinden einer allgemeinen Regel, nach welcher die Mannichfaltigkeit haltungsmäfsig dargestellt, anstatt daß jene Frage die Angabe einer allgemeinen Regel verlangt, nach welcher die Einheit in den Werken der Kunst bestimmt werden soll. d. i. man will nicht wissen, was das oberste Grundgesetz der *Schönheit* ist; denn diese, da sie, um mich mit *Moritz* auszudrücken, *ein in sich vollendetes Ganze* ist und gar nicht als Mittel zu einem Endzwecke aufser sich be-

trachtet werden darf, hat kein andres Grundgesetz als Uebereinstimmung einer Mannichfaltigkeit zur Einheit, diese Einheit sey welche sie wolle. Aber bey den hervorgebrachten Werken der Schönheit fordert man vom Künstler, daß er nicht blindlings ohne Wahl die erste die beste Mannichfaltigkeit aufgreife und sie in eine Uebereinstimmung zu der ersten der besten Einheit bringe, sondern mit dieser Einheit eine gewisse Absicht verbinde, sich einen gewissen Zweck zu erreichen vorsetze. Wenn es nun einen solchen gemeinschaftlichen Zweck für alle Künste überhaupt giebt, so haben wir auch eine allgemeine oberste Regel, nach welcher jeder Künstler seine Einheit bestimmen muß; und wir legen es der Aesthetik auf, daß sie diese Regel festsetze. —

Und es ist wahr, mit der Natur nehmen wir es so genau nicht; bey ihren Werken überheben wir sie gern der Rechtfertigung wegen des *wozu?* Sind sie nur in der Form schön, so belustigen sie uns in der Anschauung, und wir nehmen keine Rücksicht auf die Befriedigung irgend einer Neigung, auf die Hebung irgend

einer Kraft oder auf sonst einen Endzweck, der durch diese Form erreicht wird. Der Anblick der *Christusblume* reißt uns hin wegen der zusammengesetzten ausgefuchtesten Formen der Mannichfaltigkeit, die so genau zur Einheit des Ganzen übereinstimmen, ohne daß uns die Betrachtung dabey einfällt, worauf denn diese aus der Mannichfaltigkeit so vollkommen resultirende Einheit selbst abziele? Die sich entfaltende Rose würde unser Auge nicht minder entzücken, wenn gleich unsere Geruchsnerven keine Annehmlichkeit von ihr zu erwarten hätten; auch fehlt uns gänzlich die Anschauung des unmittelbaren Zusammenhanges zwischen dem vollkommenen Bau dieser Blume und ihrem lieblichen Dufte. Eben so verweilen wir uns mit Wohlgefallen bey einem in seinem Laufe sich schlängelnden Bache, bloß wegen der schönen Form seiner Bewegungslinie u. s. w. Mit den Künsten hingegen haben wir diese Nachsicht nicht. Bey der Anschauung ihrer Schönheiten gefellt sich unwillkührlich zu unserm Gefühl ein gewisses eigennütziges Verlangen, dessen Befriedigung wir durch die Ein-

heit fordern, und ohne welche sie uns in einem kalten gleichgültigen Zustande lassen, wenn wir gleich bey ihrer Zergliederung alle Momente der sinnlichen Vollkommenheit, die genaueste Uebereinstimmung einer Mannichfaltigkeit zu einer Einheit, darin entdecken. Der Künstler muß in dieser Einheit selbst uns etwas darstellen, das durch den näheren Einfluß auf unser Inneres ein Interesse für uns hat. Sie muß eine Leidenschaft, einen Gemüthszustand, die dadurch in uns rege werden, Freude, Traurigkeit, Zorn, Wuth, Mitleiden, Thätigkeit, Ruhe u. s. w. oder eine Handlung, die uns wegen ihrer physischen oder moralischen GröÙe in Verwunderung setzt, ausdrücken, oder selbst schon als Zweck zur Stillung irgend einer Begierde dienen, oder wenigstens die treue Nachbildung eines Naturgegenstandes enthalten, da jede Vorstellung einer genauen Nachahmung an sich ohne alle weitere Beziehung Luft gewährt, vorzüglich, wenn das Nachgeahmte die Natur selbst ist, bey deren Werken unser Gefühl sich um den ferneren Zweck der Einheit so wenig bekümmert. Ohne diese Bedingung

erscheint uns jedes Kunstwerk als eine leere Arbeit, als ein fades Spiel; und Gleichgültigkeit ist das höchste, worauf es in der Anschauung bey unsrer Seele Anspruch machen kann, wenn es nicht gar, als zwecklose Künsteley, Unmuth und Mißfallen in uns erregt. Wenn der Künstler eine schöne Gruppe von genau nachgeahmten natürlichen Blumen darstellt, so erweckt das Bild in uns Vergnügen. Die Einheit im Ganzen ist hier die *Nachahmung*; gesetzt aber, er verfertige nach allen Regeln der Schönheit eine solche Gruppe von völlig erdichteten Blumen, die mit gar keinen in der Natur Aehnlichkeit haben: so fällt alles Vergnügen in der Anschauung weg. Die Einheit hat hier nichts Beziehendes auf unser Gemüth; die beunruhigende Frage: *wozu denn das Ganze?* drängt sich immer mitten durch unsre Vorstellungen, und es entsteht, wie bey jedem Anblick einer Zwecklosigkeit, eine widrige Empfindung. Das Triebwerk in einer Uhr ist ein *vollkommenes*, und, wenn das Verhältniß der Räder und ihr wechselseitiges Eingreifen in einander sinnlich erkannt wird, ein *schönes Ganze*.

Aber man entferne den Zeiger und sonst alles, worauf die Einheit dieses künstlichen Ganzen abzielen kann; und unser Schönheitsgefühl bleibt ungerührt. Eben dieß gilt von allen Künsten überhaupt. In einem Tanze kann der vollkommenste Rythmus seyn; die Linien können sich auf das künstlichste in einander verschlängeln, auflösen und wieder in ein schönes Ganze zusammen laufen: aber wenn das Ganze nicht den Ausdruck irgend einer Leidenschaft oder eines Gemüthszustandes hat, der es uns interessant macht; so läßt uns dessen Anschauung in Gleichgültigkeit, eine so vollkommene Uebereinstimmung einer Mannichfaltigkeit zu einer Einheit wir auch vor uns haben. Ein kolossalisches, festes, mühfames, nach allen Regeln der Symmetrie errichtetes Gebäude, das in der Ferne, da wir dessen Zweck noch nicht kennen, und nur vermuthen, unsre Seele mit Bewunderung und Entzücken überrascht, verwandelt unser Wohlgefallen in Mißfallen, so bald wir in der Nähe finden, es habe gar keinen Zweck, oder wenigstens nur einen geringfügigen, welcher der Gröfse der An-

stalt nicht entspricht und für uns kein erhebliches Interesse hat, als wenn es z. B. bloß zum Druckwerk eines Springbrunnens, zum Triebe eines Glockenspiels oder eines spielenden Wasserfalles dient, der einige hundert Stufen herunter fein Wasser strömen läßt — Der Natur, ich wiederhole es noch einmal, übersehen wir diese Interessforderung der Einheit fast gänzlich. Die Empfindung, die ihre Werke erregen, ist reine Schönheitslust, welche bloß aus der Anschauung der Uebereinstimmung entspringt, ohne alle Rücksicht auf den Nutzen, der durch diese Uebereinstimmung unfre Seele erwächst. Es giebt zuweilen Gruppen von Gewölken am Himmel, die uns wegen ihrer Schönheit außer uns setzen, ohne daß das Ganze auf irgend etwas abzweckt; der Anblick des Blutlaufes in einem Frosche ergötzt einen jeden, der auch nicht die physiologische Einsicht damit verbindet, daß durch diese regelmässigen in einander sich verlierenden Bewegungen das Leben des Thieres erhalten wird; und ein mächtiges unmeßbares Felsengebirge, aus welchem ein quellendes Wasser heruntersprudelt, erfüllt

uns mit Entzücken, ohne daß wir von dem Mißverhältniß zwischen der Anstalt und dem Endzweck in unserm Gefühle gestört werden. —

Woher aber diese große Verschiedenheit unserer Empfindung bey diesen beyden Arten von Schönheit? Vielleicht daß in dem einen Falle ein Gefühl von Bescheidenheit uns bey den Werken der großen, über alle unsere Begriffe erhabenen Meisterin auf die Forderung eines anschaulichen Endzweckes Verzicht thun läßt, indem wir auf eine dunkle Weise jedes ihrer einzelnen Ganzen, so groß es auch seyn mag, dennoch nur als einen abgerissenen untergeordneten Theil ihres unendlichen, unübersehbaren Werkes betrachten, mit dem es aufs genaueste verkettet ist, und in dem sich seine Wirkung als Beförderungsmittel jenes größten, unserer Einsicht unumfasslichen Endzweckes verliert; da in dem andern Falle hingegen jedes Werk unsers eingeschränkten Nebenmenschen uns ein vollständiges Ganze für sich ist, das nicht durch seine Wirkung in ein anderes uns unvorstellbares eingreift, sondern dessen Zweck in sich vollendet und bloß von und durch seinen Um-

fang begränzt seyn muß, so daß wir daher mit Recht vom Künstler die Anschaulichkeit dieses Zweckes verlangen — Vielleicht aber auch gerade umgekehrt, daß die Werke der Natur uns vielmehr als absichtlose Produkte des Zufalls *erscheinen*, von denen wenigstens unfre Sinnlichkeit gar keinen besondern Endzweck erwartet, und sich daher mit der reinen Luft über die Anschauung der Schönheit der Form begnügt, ohne daß sie von der Vernunft, die nur durch ein tiefes Nachforschen und eine Kette von Schlüssen den vernünftigen absichtlichen Ursprung dieser Werke beweist, in ihrem Genuße gestört wird; bey denen Werken hingegen, deren Entstehung augenscheinlich von einem vernünftigen Geschöpfe herrührt, setzen wir auch einen Endzweck voraus, den es dadurch zu erreichen sich vorgenommen, und die in uns immer rastlose Vernunft, in deren Wesen die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, ein so wichtiges Stück ist, dringt der Sinnlichkeit immer die Forderung an den Künstler auf, daß er seinen Endzweck ihr anschaulich mache, und im Falle er dieses verfehlt, den Anspruch auf

die Belustigung eines vernünftigen sinnlichen Wesens aufgabe. — Welcher von diesen beyden Gründen wahr sey, getraue ich mir nicht mit Gewisheit zu bestimmen, wiewohl mir doch der erste einigermaßen wahrscheinlicher vorkommt, indem das, was ich von den Schönheiten der Natur behauptet habe, dafs sie ohne alle Rücksicht auf die Wirkung ihrer Einheit auf unser Inneres uns blofs wegen ihrer Form ergötzen, im Grunde doch nur von ihren leblosen Werken gilt, die überhaupt mit unfrem Gemüth in einer sehr schwachen Verbindung stehen, und die wir mehr als Nebentheile des grossen Alls, mehr als Instrumente, deren sie sich zur Ausführung ihres allgemeinen Plans bedient, denn als vollständige Ganze, deren Daseyn an sich sie beabsichtigt, ansehen. Bey der Schönheit ihrer lebendigen Geschöpfe, besonders der Menschen, *unfersgleichen*, die selbst der Sinnlichkeit mehr als vollständige, in sich vollendete, an sich erzweckte Ganze erscheinen, sind wir mit der Wirkung ihrer Einheit auf unser Gemüth bey weitem nicht so nachsichtig. Ein nach allen Regeln des Ebenmasses gebil-

detes Menschengesicht, das aber im Ganzen weder Charakter, noch Geist, noch sonst eine Seelenthätigkeit oder eine interessante Gemüthsverfassung ausdrückt, gewährt uns nichts als einen faden frostigen Anblick, und läßt den Mann vom reinsten Geschmack in einem gleichgültigen Zustand, obgleich freylich nicht so sehr, als ein eben solches Gesicht durch die Kunst gebildet, wenn es nicht etwa Nachahmung ist.

Doch ich mag diese Untersuchung, die mich zu weit abführt, nicht fortsetzen; nur diese Anmerkung will ich noch hinzufügen: Man muß diesen Umstand, daß unser Gefühl bey den Kunstschönheiten noch ein besonderes Interesse verlangt, nicht als einen Widerspruch des ersten wesentlichen Kennzeichens der Schönheit überhaupt ansehen, daß sie nicht als *gut* und *nützlich*, sondern unmittelbar an sich gefällt. Man muß *Vergnügen*, und *Gefallen an dem Vergnügen haben* von einander unterscheiden. Dieses scheint etwas auffallend; aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß es etwas anders ist eine angenehme Empfindung zu haben, etwas anders an dem Genuß derselben Lust

zu finden. Es giebt tausenderley Annehmlichkeiten im Leben, die der Mensch, der sie dafür erkennt, dennoch bald wegen der unangenehmen Folgen, bald wegen des daraus entstehenden Verlustes anderer Annehmlichkeiten, bald aus sittlichen und Anstandsgründen nicht verlangt. *Nichtverlangen* heist aber nichts anders, als kein Gefallen daran haben. Wenn ich ein wohlschmeckendes Gericht, aus Besorgniß daß dessen Genuß meiner Gesundheit schaden könne, unberührt lasse; so läugne ich dadurch nicht, daß es eine angenehme Empfindung erregt, sondern ich habe Mißfallen an ihr. Wenn ich manche Erlangungsart des Reichthums aus Gewissenhaftigkeit verabscheue, so gebe ich dadurch nicht zu verstehen, daß der Besitz des Geldes nicht wünschenswerth sey, keinen angenehmen Zustand hervorbringe, sondern daß unter gewissen Umständen die Versetzung in diesen angenehmen Zustand kein Gefallen erzeuge u. s. w. Auch läuft das ganze Geschäft der Sittenlehre nicht darauf hinaus, zu zeigen, daß Ueberfüllungen und Ausschweifungen jeder Art, unrechtmäßige Erwerbun-

gen, Befriedigung der Rachgierde, Lieblosigkeit gegen seinen Nächsten, übermäßiges Streben nach Ehre und Gewinn u. f. w. keine angenehme Empfindungen sind; (denn wären sie *es nicht*, so würde niemand darnach verlangen, und *wären* sie es, so könnte ihre Wirklichkeit auf keine Weise wegvernünftelt werden;) sondern eben darauf, den Menschen durch Vernunftgründe dahin zu leiten, daß er an dem Genuße dieser erkannten wirklichen Vergnügungen dennoch kein Wohlgefallen finden soll. — Und eben so mit unserm Gegenstande. Die Schönheit an sich erregt in der Anschauung eine angenehme Empfindung, und muß sie erregen, da sie Vorstellung von Vollkommenheit ist; aber dennoch kann die Vernunft die ohnehin sich überall mit ihren Rechten in das Geschäft der Sinnlichkeit so gern einmischt, hier, wo sie zufolge der obigen Auseinandersetzung wirklich einen so großen Antheil an der Vorstellung hat, dem Gefühle gewisse Bedingungen, wie z. B. die Zweckmäßigkeit oder Zwecklosigkeit des Ganzen, unterschieben, unter welchen allein es an diese angenehme

Em-

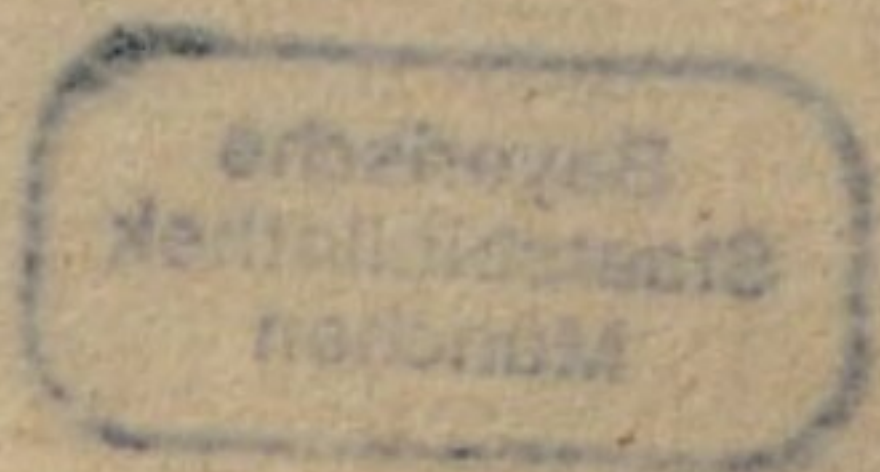
Empfindung Gefallen oder Mißfallen haben soll. Und es ist wohl kein Wunder, daß hier, wo sie mit der Anschauung der Schönheit so wesentlich verknüpft ist, der Ursprung dieser ihrer Bedingung verkannt und für unmittelbares Gefühl gehalten wird, da eben dieses sogar bey andern ganz reinen Sinngeschäften, als beym *Sehen*, *Hören* und *Fühlen*, bey welchen die Vernunft, ohne den geringsten wesentlichen Antheil daran zu haben, unaufgefordert mit ihren Urtheilen sich hinzudrängt, so häufig geschieht, daß wir die Herkunft dieser Urtheile mißkennen und sie für Theile der Sensation halten.

Ich lenke wieder ein. Ist es nothwendig, daß in den künstlichen Werken der Schönheit durch die Einheit gewisse Endzwecke erreicht werden; so fordern wir mit Recht von der Aesthetik, daß sie das Gemeinschaftliche dieser Endzwecke herausheben soll, damit wir einen allgemeinen Grundsatz für die Künste überhaupt, und eine bestimmte Regel für den Künstler haben, die ihm bey der Verfertigung seines Werkes zur Richtschnur dienen kann. —

G

Man sieht aber auch, wie nothwendig mit der Befriedigung dieser Forderung die Auflösung jener Aufgabe von einer allgemeinen *Haltungsregel* zusammenhängt; da diese auf nichts andres hinauslaufen kann, als auf die Bestimmung des Werthes von jedem einzelnen Stücke in der Mannichfaltigkeit, dem gemäß es einen größern oder geringeren Antheil an der Beförderung des Endzweckes der Einheit haben kann.

Batteux hatte einst den Einfall, die Nachahmung der Natur für diesen gemeinschaftlichen Endzweck der Einheit bey allen Künsten und Wissenschaften festzusetzen, gleichsam als wenn die Vorstellung einer bloßen Nachahmung, wenn auch nicht die einzige, doch eine so wichtige Ergötzung für die menschliche Seele wäre. Allein diese ungereimte Voraussetzung abgerechnet, enthält dieser Grundsatz: *Ahme die Natur nach*, als oberste Regel für den Künstler, so viel Unrichtiges und Schwankendes, daß ich nicht begreife, wie es dem *Batteux*schen System nur einen Augenblick hat gelingen können, sich Anhänger und Beyfall zu erwerben.



Denn, bezieht sich diese Regel auf die einzelnen Stücke der Mannichfaltigkeit, daß der Künstler diese aus der Natur hernehmen, keine neue aus sich selbst schöpfen und *erfinden* soll: so ist sie freylich richtig; aber auch sehr unnütz, denn er kann keinen neuen einfachen Stoff *erfinden*, wenn er auch wollte. Wer weiß nicht, daß das ganze schöpferische Vermögen unserer Seelenkräfte sich bloß auf neue Zusammensetzungen derjenigen Materialien erstreckt, die uns die Natur darbietet. Wir können einen goldenen Berg, ein geflügeltes Pferd, einen Halbmenschen u. s. w. bilden; allein diese sind nur neue Zusammensetzungen schon bekannter Vorstellungen.

Soll die Regel sich aber, wie sie eigentlich als oberstes Grundgesetz der Schönheit muß, auf das Ganze, auf die Einheit beziehen, daß nemlich der Künstler seine Mannichfaltigkeit so zusammensetzen soll, daß die daraus entspringende Einheit einem in der Natur wirklich vorhandenen Ganzen gleich sey: so ist sie falsch; denn in der Natur giebt es weder *Nathane* noch *Marinellis*, weder *Faunen* noch

Pegasus, weder *mediceische Venusse* noch *Laokoons*.

Batteux selbst fühlt diese Schwierigkeit sehr wohl. Er sagt: was die Götter und Halbgötter betrifft, so sind diese eine *fabelhafte Natur*, und folglich auch Natur. Allein dieß ist doch offenbar mit dem Worte *Natur* gespielt. Eine erdichtete Natur ist keine Natur, oder man müßte jede Erdichtung dafür halten.

Um die Ideale der Kunst seinem Grundsatz anzupassen, sagt er: *der Künstler müsse die Natur verschönern*; allein eine verschönerte Natur ist wieder eine ganz andere Zusammensetzung, als die nicht verschönerte; folglich heißt es doch nicht: die Natur nachahmen. Die Gegenstände sollen so gebildet werden, heißt es ferner in *Batteux's* System, *wie die Natur sie gebildet haben würde, wenn die Schönheit ihre einzige Absicht gewesen wäre*. Hierin liegt ein Erschleichungsfehler; denn woher soll es der Künstler wissen, wie die Natur unter dieser Bedingung die Bildung getroffen haben würde? Aus den Regeln der Schönheit? wie können nun diese selbst jene Regel voraussetzen?

Es giebt freylich eine Art der Kunst, wo diese Nachahmungsregel eigentlich hingehört, und die gerade nicht die ersten Stufen auf der Kunstleiter einnimmt: nemlich das *Conterfey*, die *Abschilderung*, deren Wesen eben darin besteht, daß ihre Einheit dieselbe sey, wie sie in der Natur vorgefunden wird; und hier ist auch das Gesetz *die Natur zu verschönern* anwendbar: der Künstler soll nur die wesentlichsten Züge des Gegenstandes nachbilden und die Nebenzeichen nach den allgemeinen Regeln der Schönheit verfertigen. Aber wie gesagt, diese Art gehört eben nicht zu den wichtigsten am meisten geschätzten Zweigen der Kunst. Bey allen ihren übrigen Arten ist gar nicht einzusehn, warum die Nachahmung dasjenige seyn müßte, worauf ihre Einheit abzielen soll? gleichsam als wenn das *Nachahmen* überhaupt dasjenige wäre, was dem Menschen am meisten gefällt! als wenn *schaffen*, *hervorbringen* ihn nicht weit mehr belustigte?

Soll die Vorschrift: *ahme die Natur nach*, dem Künstler etwa bloß dieses sagen, daß er unter den Mitteln einen gewissen Endzweck zu

erreichen, solche wähle, durch welche in der Natur nach ihren Gesetzen diese Zwecke erlangt werden, d. i. dafs, wenn der Tonkünstler uns in eine heftige Leidenschaft setzen will, er keiner langsamen zärtlichen Töne, sondern solcher, die derselben in der Natur eigen sind, sich bedienen soll; dafs, wenn der Mimiker stirbt, er solche Bewegungen machen soll, die in der Natur, allenfalls verschönert, mit dem Sterben verbunden sind, und es nicht durch fröhliche Tänze und muthige Sprünge ausdrücken? u. f. w. — Unmöglich! Denn das Gesetz an sich wäre alsdann zwar richtig, aber kein oberster Grundsatz der Schönheit; es ist blofs eine Regel der Wahrheit, deren Verletzung den Künstler unverständlich macht. Will er mich in Zorn versetzen, so mufs er die *natürlichen* oder *willkührlichen* Zeichen, die in mir mit dieser Leidenschaft verbunden sind, mir darstellen. Woher soll sie ohne jene in mir entstehen? Dieser ganze berühmte Grundsatz liefe also blofs auf die sterile Regel hinaus: Bediene dich, um eine Sache anzudeuten, desjenigen Zeichens, woraus sie erkannt wird! Sprich mit

einem Menschen eine Sprache, die er versteht!

Ich wiederhole also die Frage: Giebt es einen gemeinschaftlichen Endzweck für die Einheit in den Künsten überhaupt, und folglich eine oberste Regel, welcher zufolge der Künstler Haltung in sein Werk bringen muß, um dadurch dessen Werth unabhängig von aller erwähnten subjektivischen Verschiedenheit der Neigungen festsetzen zu können?

So viel scheint mir im voraus ausgemacht zu seyn, daß wenn dieser Endzweck ein objektivisches Gehalt haben und also für das ganze menschliche Geschlecht allgemeingültig seyn soll, er weder in der Gewährung dieses oder jenes einzelnen Vergnügens, noch in der Befriedigung dieser oder jener einzelnen Neigung, sondern in nichts geringerem als in der Beförderung der Glückseligkeit bestehen kann; denn wir wissen schon, daß jene unter den Menschen von erstaunlicher Verschiedenheit sind, und daß, wie ich oben erwähnt habe, nicht immer der Genuß eines Vergnügens bey einem jeden, der es dafür erkennt, Gefallen erregt, so we-

nig als die Befriedigung einer Neigung bey einem jeden, der sie wirklich hat. Die Glückseligkeit überhaupt hingegen ist das gemeinschaftliche Ziel, wornach alle streben, dessen Erlangung ohne Ausnahme gefällt; und dasjenige, was zu deren Beförderung etwas beiträgt, hat in der That eine objektivische Allgemeingültigkeit.

Die Frage nach dem Endzwecke der Einheit, und warum es mir eigentlich hier zu thun ist, nach der Regel für die Haltung, scheint mir also offenbar mit einer andern zusammen zu fallen, nemlich: giebt es, bey der so grossen Mannichfaltigkeit von herrschenden Neigungen unter verschiedenen Menschen, dennoch eine oberste Verhaltensregel für den Menschen überhaupt, nach welcher er den Zügel jeder Leidenschaft anziehen oder nachlassen muß, und welche folglich den Plan zu seiner höchsten Glückseligkeit enthält? — Wird diese verneint, so befinden wir uns freylich in Ansehung der Sittlichkeit sowohl, als in Ansehung des Schönen, in eben dem Falle, wie in Ansehung des grössten sinnlichen Kützels,

und es läßt sich eben so wenig allgemein angeben, was *gut*, was *schön*, als überhaupt sich bestimmen läßt, was wohl-, was übel-schmeckend ist. Wird sie aber bejahet, so ist kein Grund da, warum wir nicht eben diese Regel zugleich die oberste Regel für den Künstler seyn lassen; vorzüglich, da er doch die Absicht hat, durch Vorstellungen Lust zu erwecken, und da kein Gegenstand unter einer andern Bedingung Lust gewährt, als in so fern er Vollkommenheit ist, d. i. in so fern er ein Moment des großen Endzwecks, worauf das Triebwerk alles Lebenden abzielt, der *höchsten Glückseligkeit*, ausmacht, oder als ein solches vorgestellt wird!

Und wohl muß sie bejahet werden, diese so erhebliche Frage. Wer könnte sich auch wohl den Gedanken einfallen lassen, daß die Natur das Künstlichste ihrer Werke, den Menschen, sich gedacht, ohne zugleich einen Plan zu dessen höchster Vollkommenheit entworfen, und ein *allgemeines* Mittel für das ganze Geschlecht bestimmt zu haben, wodurch es zu dieser Stufe gelangen kann? Alle Bäume,

die einerley Früchte hervorbringen, (welches von der einen Seite das wesentliche Charakterzeichen ihres Geschlechtes ist, wie die Verbindung des thierischen Körpers mit einer vernünftigen Seele beym Menschen, und von der andern Seite der höchste von Natur ihnen bestimmte Endzweck zu seyn scheint, wie beym Menschen das *höchste Gute*,) erreichen diesen höchsten Endzweck unter einerley Bedingungen: sie haben dieselbe Struktur, erfordern dieselbe Wartung, dieselbe Beschaffenheit des Bodens, dasselbe Klima. Alle Thiere, die von der Natur, nicht von den Naturforschern, durch ihr gefelliges Leben, ihre Begattung, ihren gleichförmigen Bau, zu Einem Geschlechte bestimmt sind, erfüllen ihren großen Endzweck der Schöpfung auf einerley Weise: sie besitzen dieselben Organen, dieselben Triebe, erfordern denselben Himmelsstrich, dieselbe Zeit zur Fortpflanzung u. s. w. Nur die Menschengattung sollte so sorglos den Händen der Schöpfung entfallen seyn, daß es der Willkühr eines jeden Einzelnen überlassen wäre, unabhängig von den übrigen, sich eine eigne

Bahn zu brechen, und nach einem eignen Ziele hinzuwandeln? Gerade er, bey dem die Natur es durch die Neigung zum gesellschaftlichen Leben am deutlichsten bezeichnet hat, wie sehr er Glied einer größeren Kette ist, gerade er soll in dem wichtigsten Unterscheidungsstück einer Naturgattung, in der Anwendung Eines Mittels zur höchsten Vollkommenheit, eine abgesonderte Einheit ausmachen? —

Die Erkenntniß eines Gegenstandes ist in uns so vollkommen, wie die Erkenntniß unsres Selbst, so eingeschränkt auch diese noch immer seyn mag. Von jedem andern Naturdinge haben wir nur die Vorstellung seiner äußeren Schale, und wenn es hoch kommt, einiger von seinen Beziehungen auf Nebendinge; die Beschaffenheit unsres eignen Wesens hingegen kennen wir durch inneres Bewußtseyn: wir haben die Empfindung aller unserer Kräfte durch das Anschauen, nicht durch Schlüsse; und die Wirkungen dieser Kräfte lehren uns auf das deutlichste ihr Daseyn, ohne Ausnahme bey allen unsern Nebenmenschen. Bey ihren

körperlichen Arbeiten ist die Natur weit weniger schwierig; selbst bey Schaffung des menschlichen Körpers entwischt mannichmal der Ton auf einen Augenblick ihrer äußersten Aufmerksamkeit; und ein Mensch, dem die Empfindsamkeit irgend eines sinnlichen Organs, oder die Beweglichkeit eines Muskels gänzlich mangelt, gehört eben nicht zu den seltensten Seltenheiten. Auch ist er in Ansehung des bloß Mechanischen und Thierischen, welches das ganze Wesen jener vernunftlosen Geschöpfe ausmacht, bey weiten auf keine so genaue Allgemeinheit eingeschränkt, als diese; seine Wartung ist an keine ängstliche Abgemessenheit, und seine Erhaltungs- und Fortpflanzungstriebe an keine bestimmte Zeit gebunden. Die Natur hat ihm über diese außerwesentlichen Umstände seiner Gattung keine Vorschriften tief eingeprägt, sondern deren Verwaltung seinem eigentlichen Gattungscharakter, der Vernunft, überlassen. — Aber in den Stunden, da sie mit Seelenbildung beschäftigt ist, scheint sie ihr ganzes plastisches Vermögen zu concentriren, und mit der genauesten Sorgfalt jede

Eigenschaft, jedes Saamenkörnchen zukünftiger Glückseligkeit in dem Geiste einzufassen. Daher find von dieser Seite die Abweichungen so selten, daß die Geschichte schwerlich das Beyspiel eines Menschen aufzuweisen hat, bey welchem die Spuren einer einzigen Seelenfähigkeit *änzlich* vermisst worden wären. Der Grundstoff aller Kräfte und Neigungen, der in mir vorhanden ist, findet sich bey allen meinen Mitmenschen: Vernunft, Einbildungskraft, Gedächtnis, Liebe, Haß, Zorn, Mitleid u. f. w. Wer hat noch einen Menschen entdeckt, dem es an einem von diesen gänzlich gemangelt hätte? Wahrlich diese Entdeckung kann nicht leichter seyn, als die Entdeckung eines Biebers, dem der Trieb zum Bauen, oder einer Spinne, welcher der Trieb zum Weben gänzlich fehlt.

Und einer deutlicheren Sprache, als diese Allgemeinheit der Eigenschaften, bedarf die Natur nicht, um ihre Absicht bey der Bestimmung der Menschengattung zu erkennen zu geben. *Siehe um dich*, ruft sie dem Menschen zu, *siehe das Thier, den Baum, den Stein, wie diese ihre*

Bestimmung dadurch erfüllen, dass die wenigen Kräfte, die ich in sie gelegt, immerfort ausgeübt und in beständiger Thätigkeit erhalten werden, bis sie ihre vollkommenste Reife erlangt haben und dann absterben! Dir sind mehrere und mannichfaltigere Fähigkeiten zu Theil geworden. Du besitzest überdies noch eine freye Willkühr, welche dir eine unumschränkte Herrschaft über sie giebt; suche auch du, sie in beständiger Thätigkeit zu erhalten, übe sie, und dehne deinen Wirkungskreis so weit von allen Seiten aus, als es dir möglich ist, und du wirst glücklich seyn. Aber von allen Seiten suche dich vollkommener zu machen; keine einzige Kraft, keine einzige Neigung lasse ungebraucht: denn wisse, ich bin nie mit der Austheilung meiner Gaben verschwenderisch. Das kleinste Gefäßchen in deinem Körper würde ich ergeizt haben, trüge es nicht zu dessen grösserer Vollkommenheit bey; die geringste Fähigkeit in deiner Seele, wäre sie nicht zu deiner höchsten Glückseligkeit unentbehrlich!

Aber sie sind menschliche Eigenschaften, die Eigenschaften der menschlichen Seele, folglich von endlichem Gehalte; und unter ihnen fin-

den sich nicht wenige, die ihrer Beschaffenheit nach einander entgegen gesetzt sind, von denen also keine auf einen allzu hohen Grad gebracht werden kann, ohne dafs eine andere um ein merkliches zurückgesetzt werden mufs, wie z. B. Freygebigkeit und Sparsamkeit, Standhaftigkeit und Mitleiden, Unwille über empfangene Beleidigungen und Sanftmuth. Auch können selbst unter den verträglichen nicht alle auf einen gleichen Grad von Wartung Anspruch machen. Einige sind von mehrerem, andere von weniger Einfluss auf dieselbe. Die Neigungen z. B. deren Befriedigung zur Aufrechterhaltung der Gesellschaft nothwendig sind, leisten einen gröfsern Beytrag, als diejenigen, die auf blofs eigennützige Lüste zielen; unter diesen ist wieder der Grad der Wichtigkeit verschieden, je nachdem sie dem Verlangen nach der Selbsterhaltung näher oder entfernter sind. Daraus sieht man, dafs der Mensch, um der Forderung der Natur Genüge zu thun, nicht ohne Unterschied diese oder jene Kraft übermäfsig ausdehnen, diese oder jene Neigung übermäfsig erweitern darf, sondern dafs er, bey

der Bearbeitung seiner Fähigkeiten, ein gewisses Verhältniß unter ihnen beobachten muß, welchem zufolge die weniger erheblichen den mehr erheblichen untergeordnet werden, alle insgesamt einander befördern, und nicht nur das daraus entspringende Resultat der Vollkommenheit, der Summe nach, das größte ist, sondern auch unter den Kräften, die es hervorgebracht, die größte Harmonie Statt findet.

Aber man vergesse nicht, daß diese Regel der Glückseligkeit eine allgemeine und eine sehr allgemeine ist, die nach den verschiedenen Lagen und Verfassungen der Menschen einer sehr verschiedenen Anwendung fähig ist und bedarf. Nicht dieselbe Neigung, die zur höchsten Glückseligkeit bey einem Volke unter dieser Zone, diesem Nahrungsstand, dieser Regierungsform u. s. w. verhältnißmässig stärker als die übrigen seyn muß, ist es immer bey einem andern Volke, bey dem diese Verhältnisse jenen entgegengesetzt oder überhaupt nur anders sind; so wenig es mit dem Wohl der Gesellschaft und ihrer einzelnen Glieder bestehn könnte, wenn diese ihre Geistesfähigkeiten auf
eine

eine völlig gleiche Weise und in demselben Verhältnisse bilden möchten; aber die Natur hat durch Lagen und Umstände dafür gesorgt, daß Einer das Gedächtniß, ein Anderer den Scharffinn, ein Dritter den Witz u. f. w. zum Hauptgegenstande seiner Bearbeitung macht, damit diese verschiedenen Kräfte sich wechselseitig unterstützen können und die Vollkommenheit des Ganzen auf eine mannichfaltige Weise befördert werde. Aber selbst diese *intellectuelle Glückseligkeit* jedes Einzelnen kann immer nur unter der Bedingung der vollkommenen verhältnißmäßigen Neben- und Unterordnung aller übrigen Fähigkeiten in Beziehung auf die Hauptfähigkeit ihre Vollständigkeit erreichen, indem diese widrigenfalls, wie die Erfahrung lehrt, in einen zwecklosen Auswuchs geräth, der sie völlig unbrauchbar macht. Die Einbildung artet in zügellose Schwärmerey aus, der Scharffinn in spitzfindige Grübeleyn, das Gedächtniß wird zu einem ungeheuren Vorrathskasten von unzusammenhängenden Materialien, die weder dem Besitzer noch sonst jemand zu einer nützlichen Anwendung dienen

können u. f. w. Ich kenne einen solchen Mann, der mit Vernachlässigung aller übrigen Seelenkräfte von Jugend auf sein Gedächtniß bildete. Er brachte es darin so weit, daß er jetzt in seinem hohen Alter alle klassische Werke der hebräischen Litteratur, die zusammen über hundert Folianten betragen, von Wort zu Wort im Kopfe hat. Man darf aus allen diesen Schriften ihm nur die ersten besten zwey Worte vorsagen, und er giebt zum Erstaunen aller Anwesenden das Buch, die Seite und die Stelle an, wo sie stehen, mit Hinzufetzung der darauf folgenden Worte. Er kann an den Fingern herzählen, wie oft und wo jedes einzelne Wort in der Bibel und im Talmud, einem Werke von sechzig Foliobänden, vorkommt. Aber eben dieser Mann vermag nicht die mindeste erhebliche Combination unter seinem ungeheuren Schatz von Ideen anzustellen; alle seine übrige Seelenkräfte scheinen in tiefem Schlummer zu liegen; er ist alles sittlichen Betragens und anständigen Umganges unfähig, und sein Loos ist eine traurige Unthätigkeit auf dem Erdboden, in welcher seine Nebenmen-

fchen ihn als einen groſſen unnützen Ballen einander zuwerfen, um ihn eine Weile zu bewundern und dann weiter zu ſchleudern.

So auch mit der höchſten moralifchen Glückſeligkeit. Genug, der Wink, den die Natur durch die Ertheilung ſo vieler Kräfte und Neigungen giebt, iſt uns hinreichend bedeutend, keine zu vernachläſſigen, und unſere höchſte Glückſeligkeit in der aus der verhältnißmäßigen Bearbeitung aller entſpringenden, gröſten Summe von Realitäten zu ſuchen. Mag die beſtimmte Anordnung dieſes Verhältniſſes nach dem mannichfaltigen Bedürfniſſe verſchiedener Jahrhunderte und Erdſtriche *einigermaßen* von einander abweichen; mögen die *Griechen* und *Römer* manchen Neigungen, manchen Fähigkeiten eine ſtarke Ausbildung ertheilt und ſie mit dem Namen *Tugend* gekrönt haben, die es bey uns nicht ſeyn können und in ein ſchwächeres Licht geſetzt werden müſſen; die Wahrheit der von der Natur vorgeſchriebenen allgemeinen einzigen Bedingung der Glückſeligkeit leidet dadurch nicht die mindeſte Erſchütterung. Bey ihnen, nach ih-

rer Verfassung, nach ihren Zeitumständen, waren sie Tugend; durch sie erreichten sie das höchste Ziel der Glückseligkeit, aber freylich nur unter der Bedingung, wenn sie alle übrige Neigungen und Fähigkeiten mit diesen in Uebereinstimmung brachten, und ihnen gerade die erforderliche verhältnismässige Ausdehnung ertheilten, um im Ganzen die grösste Summe von Realitäten herauszubringen.

Und wenn sie diese Bedingung erfüllten, so wird, glaube ich, die Abweichung in Ansehung der Begriffe von Tugend und Laster bey einzelnen Handlungen zwischen ihnen und uns nicht so wichtig gewesen seyn, als es in dem ersten Augenblicke scheint. Diefs Zutrauen habe ich zu dem allgemeinen absoluten Wesen der Moralität, der sichersten und einzigen Stütze der wahren Würde und des Wohls der Menschheit; diefs Zutrauen habe ich zu einer vom unendlichen Verstand eingerichteten Natur, daß die Vorschrift, die sie den Menschen zu Neigungen und Handlungen giebt, um durch sie die höchste Glückseligkeit zu erlangen, keinesweges so schwankend sey, daß

Neigungen und Handlungen daraus resultiren könnten, die einander gerade entgegengesetzt wären, und dennoch zur Erreichung des Endzweckes, der höchsten Glückseligkeit, in gleichen Schritten führen sollten. Es giebt, dünkt mich, nur ein einziges fest von ihr bestimmtes Verhältniß unter den Bestandtheilen der Seele, nach welchem die größte Summe von Realitäten möglich ist. Die genaue Erkenntniß desselben liegt freylich für den endlichen Verstand größtentheils außerhalb den Gränzen der Deutlichkeit; aber zu leugnen scheint es mir nicht, daß eine undeutliche Erkenntniß davon, sey es eine dunkle oder klare, jedem Menschen in einem größeren oder geringeren Grade beywohnt; und daher die Lust oder der Abscheu bey der Vorstellung einer sittlich guten oder bösen Neigung in jedem unverdorbenen Gemüthe, je nachdem sie dem Grade, der ihr auf der allgemeinen Verhältnißtafel neben den übrigen zukommt, gemäß oder widersprechend in der Anschauung erkannt wird. Es ist, wie man sieht, Anschauung von Uebereinstimmung und Widerstreit, von Vollkommenheit und Un-

vollkommenheit, auf die überall das Gefühl von Lust und Unlust zurückgebracht werden muß. Es verhält sich damit eben so, wie mit dem Vergnügen und Mißvergnügen, welches übereinklingende oder mißklingende Töne in einem Menschen hervorbringen, der nicht einmal die Scala der Töne kennt und von den Grundsätzen der Harmonie nichts weiß. Das bestimmte zur Harmonie erforderliche Verhältniß der Töne kennt er nicht deutlich: aber dunkel muß es doch in seiner Seele liegen; sonst könnte unmöglich die Gemäfsheit derselben Lust, und die Ungemäfsheit Unlust in ihm erregen. Und eben so, wie hier Erziehung und Gewohnheit das Organ und das Gefühl so mißstimmen können, daß diese Schätzung des Wohl- und Uebelklanges unrichtig geschieht, d. i. die dunkle Erkenntniß von der Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung der Töne mit jener nothwendigen bestimmten Verhältnißregel falsch wird: eben so vermögen diese und noch andere Umstände bey der Anschauung der Neigungen die Schätzung derselben nach ihrer Uebereinstimmung

mit dem dunkel erkannten sittlichen Verhältnißgesetze zu mißleiten, und nach dieser das Gefühl in Ansehung der Lust und Unlust zu verfälschen. — Man nennt bey den Tönen die richtig übereinstimmende Empfindung mit den gesetzmäßigen Verhältnissen der Harmonie ein *musikalisches Gehör*; und ich kann nichts dawider haben, wenn man eben diese Empfindung, in so fern sie dem allgemeinen Verhältnißgesetze der Sittlichkeit gemäß ist, *moralisches Gefühl*, *moralischen Sinn* nennen will, sobald man nur auf seiner Hut ist, dieses Gefühl, diesen Sinn, als bloße übereinstimmende Empfindung mit der dunkel in uns vorhandenen sittlichen Verhältnißregel, als bloße Folge der in der Anschauung erkannten Vollkommenheit und Unvollkommenheit, anzusehen, und nicht, wie dieses zum Nachtheil aller Gewissheit, Objektivität und Würde der Moralität von Philosophen geschehen ist, selbst für die Quelle der Sittlichkeit zu halten, und die ganze Wirklichkeit ihrer obersten Grundsätze in dieses Gefühl zu setzen.

Ich setze meine Parallele weiter fort. Bey der Verhältnißwahrnehmung der Töne ist das sogenannte *musikalische Gehör* zwar sehr verschiedener Grade und Richtungen fähig: schwächere, feinere Wohl- und Uebelklänge können manchem Menschen, mancher ganzen Völkerschaft entweichen, oder gar eine verkehrte Empfindung erregen; aber man wird nie jemand finden, bey dem die einfachste stärkste Consonanz Unlust, und die größte auffallendste Diffonanz einen hohen Grad von Lust hervorbringt. Eben diefs, dünkt mich, ist bey Wahrnehmung und Beurtheilung des Werths der Neigungen der Fall. Derjenige Grad einer Neigung, der sie nach dem nothwendigen unveränderlichen sittlichen Verhältnisse auf die höchsten oder niedrigsten Stufen der Glückseligkeitsleiter setzt, kann nie so verkannt werden, daß man sie im ersten Falle für Laster, und im letzten für Tugend halten sollte. — Zwar findet sich in Ansehung des Gefühls zwischen der Wahrnehmung der Töne und der Neigungen eine sehr merkliche Verschiedenheit. Bey jenen ist sie reine unvermischte

Verhältnißvorstellung, bloße Anschauung der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit dem allgemeinen Gesetze der Vollkommenheit, ohne daß ihr Gegenstand, so lange er (von welchem auch eigentlich hier nur geredet wird) bloße, von aller Melodie und allem Ausdrücke entfernte Harmonie ist, außer durch seine Form noch durch seinen Stoff für unser Gemüth einiges Interesse hat. Dem Begehungsvermögen sind Wohl- und Uebelklänge gleichgültige Gegenstände. Es wird durch sie keinem Triebe, keiner Neigung geschmeichelt, noch Schranken gesetzt. Es fehlt also hier das mächtigste Hinderniß, welches die richtige Verhältnißschätzung zu verfälschen, und die darauf folgende Empfindung zu verstimmen vermag; und die Verschiedenheit, die sich gleichwohl in Ansehung dieser Schätzung unter den Menschen findet, kann nur von der natürlichen Beschaffenheit des Organs, von Mangel an Uebung, von Verwöhnung herrühren: Umstände, deren Einfluß sich höchstens auf die Erweiterung und Einschränkung des Vermögens, die Verhältnisse wahrzunehmen, erstrecken,

aber keinesweges der Beurtheilung dieser Verhältnisse und der damit verknüpften Empfindung eine solche Verderbtheit ertheilen können, daß z. B. die *Oktave*, als übellautend, Unlust, und die *grofse Septime*, als wohllautend, Lust erregen sollte. — Ganz anders ist es mit den Neigungen. Ihre Vorstellung ist bey weitem keine solche isolirte Verhältniserkenntniß, bey welcher das Gemüth ein gleichgültiger Zuschauer bleibt. Ausser der Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung ihres Grades mit dem nach der höchsten Regel der Glückseligkeit erforderlichen, ist jede Neigung an sich für das Gefühl und das Begehrungsvermögen vom wichtigsten Interesse. Ihr Stoff allein, ohne allen Bezug auf ihr Verhältniß gegen ihre Nebenneigungen, gewährt Vergnügen und Mißvergnügen. Und hier können allerdings Gewohnheit, Beyspiel, Erziehung, zum Theil auch körperliche Organisation, eine solche Partheylichkeit für oder wider eine Neigung erregen, daß ihre Anschauung oder ihre Befriedigung, welche eigentlich nur eine lebhaftere Anschauung ihres Gegenstandes ist, der bestimm-

ten sittlichen Verhältnissregel ganz zuwider. Lust oder Unlust erweckt. Entweder wird durch diese Wirkung auf das Gefühl ihre Werthschätzung als Moment der Glückseligkeit verfälscht, oder durch die Macht des gegenwärtigen Genusses alle Rücksicht auf ihren Antheil an der Glückseligkeit und unser Bestreben nach derselben verscheucht; oder wir haben ihr Mißverhältniss nach der Regel der Sittlichkeit wirklich vor Augen, werden aber durch die mächtigere Wirkung der augenblicklichen Lust gereizt, ihr jene, die wir aus der Beobachtung des Verhältnisses haben könnten, aufzuopfern. Im ersten Falle entsteht daraus eine irrige Berechnung, ein *error calculi*; im zweyten eine *blinde Begierde*, eine *Betäubung*; im dritten ein ungleicher Streit zwischen zwey Genussarten, zwischen Voraussehung und Gegenwart, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit. Es entsteht das *video meliora proboque, deteriora sequor*. Wenn daher ein Mensch die lasterhaftesten Handlungen, die keine irrige Berechnung in die Reihe der tugendhaften setzen kann, ausübt und in deren Ausübung das höch-

ste Vergnügen findet: so ist dieß nicht als eine Ableugnung, sondern als eine Vernachlässigung oder Verachtung der ihm beywohnenden Glückseligkeitsregel anzusehen. Der Taumel der Begierde, die Neigung, welche zu jener Handlung führt, zu befriedigen, entreißt ihn der Erwägung ihres Einflusses auf die Glückseligkeit, oder macht, daß er vorsetzlich auf sie Verzicht thut.

Aber dennoch, wenn die Rede nicht von einzelnen Menschen ist, sondern von ganzen Völkern und Jahrhunderten, (und kaum bedarf ich des Zusatzes, von *gebildeten* Völkern und Jahrhunderten:) so scheint es mir ausgemacht, daß, eben so wenig wie ihre Urtheile über Harmonie, auch ihre Begriffe von Glückseligkeit, Tugend und Laster den unsrigen ganz schnurstracks entgegen seyn können, so daß diejenigen Neigungen, deren Ausdehnung in einem hohen Grade nach unserm Verhältnißgesetze das erheblichste Moment der Glückseligkeit ausmacht, von ihnen als lasterhaft verdammt, und diejenigen, deren geringere Erweiterung schon von uns geradezu für das wichtigste Hinderniß

der Glückseligkeit gehalten wird, als tugendhaft gepriesen werden sollten. Es kann manche Neigung bey einem Volke aus Mangel an Bildung oder wegen gewisser äufsern Verhältnisse herrschender, in einem stärkern Lichte neben den übrigen Neigungen gestellt seyn, als sie es nach der nothwendigen Regel der Glückseligkeit sollte; ja, diese Abweichung von der Regel kann sogar ein unentbehrliches Bedürfnis seines zeitlichen Wohlbefindens seyn: Lage des Orts, Mangel an eigenthümlicher Fruchtbarkeit und an hervorbringendem Genie können den Handelstrieb, und mit diesem die Begierde nach Reichtum; Regierungsform und gewisse Verhältnisse gegen andere Völkerschaften die Begierde durch persönliche Tapferkeit sich Ehre und Ruhm zu erwerben; Rauheit und Unbändigkeit feindlicher Nachbarn die Neigung zur Grausamkeit in einem für uns übermäßigen Grade nothwendig machen, u. s. w. Aber, (ich berufe mich auf das Zeugnis der Geschichte,) nirgends giebt es, nie gab es ein Volk, bey dem die Verehrung nicht *dieses* oder *jenes*, sondern *eines* höchsten Wesens überhaupt, und das Vertrauen auf das-

selbe, die Neigung seinem unschuldigen hilflosen Freunde beyzustehen oder für empfangene Wohlthaten sich dankbar zu fühlen, für schlechterdings lasterhaft, und für ein wichtiges Hinderniß auf dem Wege zur Glückseligkeit gehalten wurde. Nie kann es ein Volk geben, bey dem die Neigungen, welche geradezu den Untergang ihrer eignen Gesellschaft zur Folge haben müssen, Blutdurst, Raubsucht, Verfolgung und Haß seiner Nebenmenschen, Gefühllosigkeit gegen Eltern u. s. w. als wichtige unentbehrliche Tugenden gehuldigt werden. —

Noch mehr: die Erfahrung lehrt so gar, daß selbst jene minder wichtigen Neigungen, deren Erweiterung, wie ich erwähnt, bey manchem Volke dem zur Glückseligkeit erforderlichen Grade zuwider als ein nothwendiges Bedürfnis seines Wohlbefindens für Tugend geachtet wird, dennoch größtentheils bey eben diesem Volke, wenn es von deren Einfluß auf sein gegenwärtiges Wohl vorsetzlich abstrahirt und sie bloß als Bestandtheil des Menschen *als Menschen*, als mitwirkendes Glied an seiner höch-

sten Glückseligkeit erwegt, so sehr diese Achtung verlieren, daß so gar oft die gerade entgegengesetzten Neigungen als tugendhaft geschätzt werden; eben so wie unter einzelnen Menschen der Hartherzige, der Feige, der Undankbare, der Geizige zwar es nicht zu seyn wähnen, oder unter ihren Umständen es seyn zu müssen glauben, aber gleichwohl sich nicht entbrechen können, Handlungen der Sanftheit, der Unerfrockenheit, der Dankbarkeit, der Großmuth schätzungswürdig zu finden, und als Tugenden, das Vermögen sie ausüben zu können, sich selbst zu wünschen. Mögen die *Griechen* und *Römer*, die mein scharffinniger Beurtheiler, wegen ihrer von den unfrigen abweichenden Sittlichkeit, meinem Grundsatze sowohl als der Allgemeinheit einer Sittenlehre überhaupt entgegenstellt *), mögen sie noch

*) „Wie, sagt er, wenn es also überhaupt keine *allgemeine Sittenlehre* gäbe? Der Recensent gesteht aufrichtig, daß er sich hiervon nie habe überzeugen können. Er weiß so gut, als andere, daß bey allen Völkern und zu allen Zeiten das gelobt worden ist, was man Gerechtigkeit, Menschlichkeit u. s. w. nennt, daß man an allen Orten und zu allen Zeiten mit dem Worte *Tugend* einen rühmlichen; mit dem Worte *La-*

so viele Schwächen und tadelhafte Neigungen gehabt haben, die sie als Mittel ihres Wohlfindens, als Bedürfnisse ihrer ganzen Verfassung, deren Zusammenhang einzusehen, freylich für uns nicht überall ohne Schwierigkeit seyn kann, für *gut* fanden; so bald sie sie aus diesem Zusammenhange heraus hoben, und in ihrem eigenthümlichen Werthe als Moment der Glückseligkeit sich vorstellten, mußten sie ihnen in ihrem wahren Lichte erscheinen, und ihr Urtheil über deren sittliches Gehalt würde von dem unfrigen schwerlich sehr verschieden gewesen seyn. Diefs bestätigen die Lehren ihrer eignen von ihnen so sehr geschätzten Weisen, die bis auf uns gekommen sind. Finden sich wohl in ihren Schriften diejenigen unsittlichen Neigungen und Handlungen, denen ihr Volk, ihr Staat als Bedürfnissen ihres Wohls so eifrig

„*ster* einen schändlichen Begriff verbunden hat; aber wenn er
 „denn nun die Beyspiele zu dieser Lehre untersuchte, die Ge-
 „schichte, Religion und Gesetzgebung der verschiedenen Völ-
 „ker studierte, so fand er, daß diese allgemeine Uebereinstim-
 „mung, das Gute anzupreisen und das Böse zu tadeln — nur in
 „den Worten *Gut* und *Böse*, nie in Handlungen selbst lag u.
 „s. w. Ferner, in der Sittlichkeit liegt unendlich mehr Relati-

eifrig nachhingen, als Pflichten gelehrt, als Tugenden gepriesen? Haben Plato, Aristoteles, Plutarch, Seneca, Cicero, die für die Glückseligkeit nicht für ein gewisses Wohlbe-
finden schrieben, je unverföhnlichen Haß ge-
gen Feinde oder Doppelfinn und List im Be-
tragen als Ingredienzien der Glückseligkeit em-
pfohlen? oder ist nicht vielmehr ihre Sitten-
lehre fast buchstäblich die unfrige? — Dieß
bestätigt ihre ganze Geschichte. Wenn ihnen,
den Menschen, die widerfittlichen Neigungen
welche sie, *Griechen* und *Römer*, so lobenswür-
dig fanden, Glückseligkeit befördernde Tugen-
den gewesen wären; so könnte nichts natürli-
cher seyn, als daß sie diejenigen unter ihnen,
welche in Ausbildung derselben sich besonders
hervorthaten, als Gegenstände der Bewunde-
rung, als vorzügliche Muster zur Nachahmung,

„ves (als in der körperlichen Natur des Menschen) z. B. die
„*Gerechtigkeit*. Den Griechen dünkte unverföhnlicher Haß ge-
„gen ihre Feinde sehr gerecht; auch uns? — Doppelfinn und
„List waren ihnen Ingredienzien der *Klugheit*; wären sie es
„auch uns noch? — Und waren sie, vermöge *ihrer* Gerech-
„tigkeit, *ihrer* Klugheit weniger glücklich?“ — N. Bibl. der
schönen K. und W. B. 4. St. 1. S. 266. 276.

so wie diejenigen, welche den entgegengesetzten Neigungen in einem hohen Grade zugethan waren, als Gegenstände der Verachtung und des Abscheues aufstellen müßten. Aber die Erfahrung widerspricht diesem. Die Männer, denen sie ihre höchste Verehrung schenkten, deren Andenken sie unter sich zu verewigen suchten, waren solche, denen auch wir unsere Achtung und Bewunderung nicht vorenthalten können. Es waren Männer, die in der Ausübung irgend einer wahren sittlichen Neigung es außerordentlich weit brachten, z. B. im Wohlgefühl gegen ihre Nebenmenschen, in Aufopferung ihres Lebens zum Besten des Vaterlandes oder der Freundschaft, in Gleichmüthigkeit gegen empfangene Beleidigungen, in Mäßigkeit u. s. w. Aber man wird nie finden, daß sie Denen Bildsäulen und Denkmäler errichtet haben, die, und zwar eben darum weil sie, in der Rachgierde gegen ihre überwundenen Feinde unmäßig waren, oder durch betrügerische Falschheit ihr Leben auszeichneten! — Was beweist es also gegen die Allgemeinheit einer Sittenlehre, wenn, wie der erwähnte Kritiker sagt,

bey den Griechen Doppelfinn und List Ingredienzien der *Klugheit* waren? Der Klugheit? — Allerdings mußten sie es ihnen seyn. Sind sie es uns nicht auch? Schätzen wir sie nicht als Mittel, um wichtige wohlthätige Endzwecke, als die Befreyung des Vaterlandes, die Errettung unsers Nächsten oder unsers eigenen Lebens, dadurch zu erlangen, wenn diese Endzwecke auf keine andere Weise erlangt werden können? — Als *der König* in seinem Wunderkriege mit Europa einst von den Feinden eingeengt diese durch einen verstellten Kundschafter mit einem erdichteten Brief an *Heinrich* hinterging, und dadurch sich und sein Volk vom Untergang rettete *) — lobten und bewunderten wir diese List nicht als ein Meisterwerk der Klugheit? und mußte sie nicht selbst seinen dadurch betrogenen Feinden lobens- und bewunderungswürdig seyn? Aber freylich schätzen wir diese *Fähigkeiten* nur als Klugheitsingredienzien, in so fern sie unentbehrliche Behelfe zur Erreichung großer tu-

*) Oeuvres posthumes de Frédéric II. Berlin 1788. Tom. IV. p. 126.

gendhafter Endzwecke find; wir halten aber die *Neigung* zur Falschheit und zum Betrug *an sich* keinesweges für eine sittlich gute, deren Erweiterung in einem hohen Grade die Glückseligkeit befördere. — Und thaten dieß denn die Griechen? Sie hielten ihren πολυμητις Ὀδυσσεύς für einen großen Mann. Ich denke, er muß es auch uns seyn; auch ich finde mit *Horaz, quid virtus & quid sapientia possit*, in dem Manne, dem sein Vaterland über alles ging, den seine Anhänglichkeit an seinem theueren Ithaka so viele gefährliche Mühseligkeiten und noch gefährlichere Anlockungen überstehen ließ, durch welche er bloß mit seiner Verstellungskunst und Verschlagenheit sich durcharbeiten konnte. Aber es ist wahrlich nicht glaublich, daß die weisen Griechen den Hang zur Falschheit, zum Betrüge, zum Hintergehen *an sich* nicht verabscheuten, nicht einsahen, daß mit demselben der Mensch aller Freundschaft, aller Theilnahme, alles Zutrauens, der ganzen Gefelligkeit unfähig ist! — Was beweist es ferner gegen die Allgemeinheit der Sittenlehre, wenn den Griechen unverföhnlicher Haß ge-

gen ihre Feinde *sehr gerecht* dünkte? Dünkte er ihnen deshalb auch *Tugend*? war ihnen das Entgegengesetzte, die Verföhnlichkeit, das Mitleiden mit einem unterliegenden Feinde deshalb *Laster*? Dieß folgt daraus eben so wenig, als bey uns die Erlaffung einer rechtmässigen Schuldforderung an einen Armen darum für lasterhaft gehalten werden muß, weil die Erzwingung derselben uns *Recht* ist. Alexanders großmüthige Behandlung der Familie des überwundenen Darius war den Griechen, wie bekannt, vielmehr ein Gegenstand der Bewunderung, als der Verachtung und des Abscheues; und derjenige würde in der That wenig Kenntniß des menschlichen Gemüths verrathen, der einen Augenblick zu glauben anstehen könnte, daß ungeachtet der Unverföhnlichkeit gegen Feinde, welche den Griechen eigen war, das *Soyons amis Cinna!* auf dem atheniensischen Theater eben so vieles Händeklatschen erregt haben würde, als im achtzehnten Jahrhundert auf dem Theater zu Paris. — Mit Einem Worte, es läuft alles auf den wichtigen Unterschied hinaus, den man zwischen der

Begünstigung einer Neigung bey einem Volke, und dem Grade von sittlichem Werthe, den es derselben als Beförderungsmoment der Glückseligkeit überhaupt beylegt, machen muß. *Jene* kann eine nothwendige Folge seiner Verfassung, ein unentbehrliches Bedürfnis seines gegenwärtigen Wohls seyn. Die Neigung kann bey ihm nicht bloß unter dem Schutze der Tadellosigkeit geduldet, sondern sogar wegen ihres Nutzens gefordert und herrschend werden. Ihr innerer sittlicher Werth hingegen, der ihr als Triebwerk der Glückseligkeit des Menschen zukommt, ist von aller individuellen Einschränkung unabhängig, und wird von keinem nur nicht ganz rohen Volke so gröblich verkannt, als etwa der Skepticismus zum Nachtheil der Objektivität der Sittlichkeit anzunehmen für gut finden mag.

Und sollte es wirklich ein solches nach unsern Grundsätzen ausgeartetes Volk geben oder gegeben haben, dem die wohlthätigsten wichtigsten Glückseligkeitsbefördernden Neigungen und Handlungen für Laster, und die schädlichsten verderblichsten für Tugend galten — was hin-

dert uns zu glauben, daß es in der That den Weg zur Glückseligkeit verfehlte? was hindert uns, und wäre das Volk auch *griechisches* oder *römisches*, dieses so gut zu glauben, als wir durch unsere Grundsätze von eben den Griechen und Römern überzeugt sind, daß sie in Ansehung ihres Begriffes vom höchsten Wesen den Weg zur Wahrheit verfehlt haben? — Etwa weil es eine Zeitlang blühend war, und sich glücklich fühlte? O, wie leicht fällt die Unbündigkeit dieses Schlusses in die Augen, wenn man ihn nur auf einzelne Lasterhafte unter uns anwendet, die im Taumel der Lüfte ein Götterleben zu führen glauben, und unter beständiger Verletzung der heiligsten Tugenden nicht selten bis zu Ende ihres Lebens sich glücklich fühlen!

Man sieht, es kommt alles auf den Begriff an, den man sich von der höchsten Glückseligkeit macht. Freylich, wenn man darunter die *größte Summe intensiver und extensiver angenehmer Empfindungen* *) versteht, dann fällt alle Allgemeinheit der Sittlichkeit weg; es muß so viele besondere Sittenlehren geben, als es ein-

*) N. Bibl. der K. u. W. B. 21. St. I. S. 269.

zelne Völker und fast auch einzelne Menschen giebt. Die Nachgiebigkeit der Empfindungen gegen die Macht der Gewohnheit und des Bedürfnisses ist so groß, daß sie sich ohne Schwierigkeit in alle entgegengesetzte Biegungen bequemen können; und die größte Summe extensiver und intensiver angenehmer Empfindungen *hienieden* kann auf sehr verschiedene, ja so gar einander entgegengesetzte Wege erhalten werden. Wenn man es also dahin zu bringen vermag, oder einmal dahin gebracht hat, an der Befriedigung der schädlichsten und verwerflichsten Neigung einen sehr hohen Grad von Lust zu empfinden, so darf man nur dieser unter der gesamten Menge der Neigungen die höchste Stufe einräumen und allen übrigen die verhältnismäßige Erweiterung und Ausbildung geben, die von der näheren oder entfernteren Beziehung auf jene bestimmt wird. Die Wahl dieser Hauptneigungen selbst muß eines jeden Willkühr oder der zufälligen Leitung seiner Umstände überlassen werden; und wenn er nur diesen gemäß das Verhältniß in der Ausdehnung der neben- und untergeordneten Fähig-

keiten und Neigungen genau trifft, sich nicht selbst entgegen arbeitet: so kann er des Genusses der grössten Summe von angenehmen Empfindungen und folglich der höchsten Glückseligkeit theilhaft werden. Wenn man aber mit dem Begriffe *höchste Glückseligkeit* etwas anderes und höheres als blofs angenehme Empfindung verbindet; wenn man nicht das gegenwärtige Leben, der Dauer nach, als ein vollkommenes Ganze betrachtet, nicht des Menschen innere Würde und dessen ganzen Endzweck in den Genuss dieser Spanne Daseyn setzt; wenn man die Bestimmung unfres Wesens in der ferneren unaufhörlichen Entwicklung unserer Kräfte, und der dadurch immer zunehmenden Fähigkeit findet, in und ausser uns Realitäten hervorzubringen, deren grösster Umfang uns zwar jetzt unumfafsbar ist, zu deren einstmaliger Anschauung aber, dem eigentlichen Genuffe der höchsten Glückseligkeit, wir durch die Bildung unfres Inneren hienieden immer fähiger werden: alsdann hört das oberste Grundgesetz der Sittlichkeit auf, schwankend und von der Willkühr und andern Umständen

und Launen abhängig zu seyn. Es erhält seine Beglaubigung nicht von der Empfindung, sondern vermittelt der unwandelbaren Vernunft aus den Händen der Natur. *Diese* ertheilt uns den rohen Stof von verschiedenem Gehalte, um durch *Eine* verhältnißmäßige Bearbeitung denselben zur Erreichung der höchsten Glückseligkeit, hienieden schon die größte Summe von Realitäten hervorzubringen, und überläßt es *jener*, unter der unendlichen Menge möglicher Verhältnisse das *Einzige*, welches zu diesem Ziele führt, ausfindig zu machen. Der ist freylich schon hier glücklich, dem es gelingt seine Empfindung mit diesem einzigen Verhältnisse in genaue Uebereinstimmung zu bringen; aber *durchaus* ist es nicht wahr, daß der Tugendhafteste die größte Summe extensiver und intensiver angenehmer Empfindungen hier schon genießt, ob schon es *durchaus* wahr seyn muß, daß er durch die extensive und intensive Erwirkung der größten Summe von Realitäten der höchsten Glückseligkeit fähig wird.

Es ist hier der Ort nicht, mich bey der genauern Entwicklung dieser Theorie und ihrer

mir anscheinenden Fruchtbarkeit länger zu verweilen; das bisher Angeführte dünkt mir doch hinreichend darzuthun, daß es für das menschliche Geschlecht nur *einen* allgemeinen Weg giebt, auf welchem es zu seiner höchsten Glückseligkeit gelangen kann, und daß dieser in *einer* proportionirten Bearbeitung und Erweiterung seiner Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte besteht. Und, wie ich bereits gesagt habe, wenn dieses ist, so dürfen wir uns nicht lange nach der allgemeinen objektivischen Regel, in Ansehung der *Haltung* für den Künstler, umsehen; sie ist die Regel der höchsten Glückseligkeit. — Er suche das Verhältniß unter der Mannichfaltigkeit in seinem Werke demjenigen gleich zu machen, welches die Bestimmung des Menschen heischt. Den Gegenständen solcher Neigungen, welche an der höchsten Glückseligkeit den größten Antheil haben, gebe er die größte Wirkung im Ganzen, das stärkste Licht und den lebhaftesten Ausdruck; die Gegenstände minder erheblicher Neigungen lasse er einen geringeren Antheil an der Hauptwirkung haben; er gebe ihnen eine größere Entfernung

und ein schwächeres Licht. Nach eben diesem Maassstabe bestimme er die ganze Unterordnung und das Interesse aller einzelnen Stücke in der Mannichfaltigkeit. Und so wird er der Meister eines Werkes werden, das einen objektivischen innern Werth enthält, und das eben so wenig von der Verschiedenheit subjektivischer Erkenntniß abhängig ist, als das Ideal der Tugend an und für sich deshalb der mindesten Veränderung unterworfen ist, weil sie bisweilen von ganzen Völkerschaften, von ganzen Jahrhunderten, verkannt wird. Tugend und Schönheit sind ein paar Säulen, die der Schöpfer zur Stütze menschlicher Glückseligkeit errichtet hat; und wenn auch das ganze Geschlecht so ausartete, daß Laster und verdorbener Geschmack es ganz überschwemmt, so bleiben jene doch unerschüttert, gleich wie die Sonne, wenn trübe Wolken uns ihrer Strahlen berauben, dessen nicht achtend ihr Licht behält, und unbekümmert ihren Weg fortwandelt: einst zertheilt sich doch das Gewölk, und ihr Glanz bricht ungeändert hervor. — Es versteht sich ohne mein Erinnern, daß ich bis-

her bloß vom Ideal der Schönheit gesprochen habe, und daß dieses von Menschen eben so wenig erreicht werden kann, als das Ideal der Tugend selbst; genug, daß wir nur das Muster der höchsten Vollkommenheit vor uns haben, um uns und unsere Werke darnach zu bilden. Laßt uns streben, so viel als möglich es zu erreichen: wer von uns ihm am nächsten kommt, wird *beziehungsweise* der Tugendhafteste seyn, *beziehungsweise* den vollkommensten Geschmack haben.

Aber wie? müßten nicht nach diesem Grundsatz so viele Meisterstücke des Alterthums für uns ihren Schönheitswerth verlieren, da sie Neigungen und Handlungen in ein stärkeres Licht setzen, als sie nach unserer Sittlichkeitsregel haben sollten? Dies folgt keinesweges; denn, wie ich schon oft erinnert habe, können Bedürfnisse eines gegenwärtigen Wohlbefindens geringe Abweichungen von unserm Verhältnißgesetze manchen Zeiten nicht nur verstaten, sondern sogar nothwendig machen. Gesetzt also auch, daß die Wahl jener Neigungen zum Hauptgegenstande in einem Kunstwerke

für *unfern* Künstler unpassend ist, so ist doch nichts leichter, als bey dessen Anschauung uns in jene Zeiten und Verfassungen zu versetzen, wo sie an der Beförderung der Glückseligkeit einen wichtigern Antheil hatten: und wenn wir nur in dessen Mannichfaltigkeit die Neben- und Unterordnung aller übrigen Neigungen und Handlungen dem sittlichen Verhältnisse angemessen finden, so bleibt unser Schönheitsgefühl ungestört. Auch will ich ferner keinesweges behaupten, daß nach der angegebenen Haltungsregel die Einheit jedes Kunstwerkes nur in dem höchsten Ideal der Tugend oder derjenigen Neigungen, welche nach demselben die höchste Stufe einnehmen, bestehen muß; (ich müßte dann die Abgeschmacktheit jener moralischen Ungeheuer, die langweilige frostige Wirkung jener moralischen Hirngespinnste nicht kennen, in deren Anschauung der Mensch den Menschen so vergebens sucht, und so oft er Etwas Aehnliches zu erblicken glaubt, ein Phantom sich ihm darstellt.) Vielmehr glaube ich: da zufolge der allgemeinen Glückseligkeitsregel jede Neigung ohne Ausnahme einer Aus-

bildung in einem größern oder geringeren Grade bedarf, so muß auch zufolge der mit jener übereinstimmenden Haltungsregel jede Neigung ohne Ausnahme der Einheitsgegenstand eines Kunstwerkes seyn können, wenn nur immer in der Darstellung der Mannichfaltigkeit deren Verhältniß ihrem Verhältnisse nach der Regel der Glückseligkeit in keinem merklichen Grade widerspricht. Man erlaube mir, um allem Mißverstände zuvorzukommen, die Wiederholung dessen, was aus dem bisher aus einander Gesetzten deutlich folgt: Mein angegebener Grundsatz soll keinesweges eine allgemeine Bestimmung enthalten, was schön ist, was als Schönheit gefällt; sondern es soll der Geschmacksbildung des Künstlers sowohl als des Kenners eine Regel darbieten, nach welcher die Werke der Schönheit und die Lust an deren Anschauung dem wichtigsten Endzwecke des Menschen, der höchsten Glückseligkeit am beförderlichsten ist.

Nach dieser Theorie läßt sich der Zweifel leicht heben, ob die Sittlichkeit Einfluß auf den guten Geschmack habe? Es ergiebt sich

von selbst, daß sie, wegen des wichtigsten Stückes bey dem Geschmack, der *Haltung*, in einander fallen; denn ist einmal in der Oekonomie der Seele eine solche Ordnung eingeführt, daß jeder ihrer Bestandtheile diejenige Kultur empfängt, die ihm, als Moment der Glückseligkeit, verhältnißmäfsig zukommt — und nichts anders ist doch Sittlichkeit — so werden auch die verschiedenen Eindrücke des Mannichfaltigen in Kunstwerken gerade die Lebhaftigkeit in der Seele haben, die ihrem Antheil am angemessensten ist. Stimmt nun die Haltung des Werkes mit diesem Verhältnisse überein, so wird dessen Anschauung Luft gewähren, und seine Vollkommenheit in der Erscheinung, als *Schönheit* erkannt werden; ist sie aber demselben zuwider, machen z. B. geringe Momente der Glückseligkeit Haupttheile im Ganzen aus, und sind wichtigere als Nebentheile angebracht: so muß nothwendig in der Seele, wegen der Disharmonie, die Empfindung der Unlust entstehen, deren objektivische Ursache in der Erscheinung *Häßlichkeit* ist. Die Anwendung auf die entgegengesetzte Beschaffenheit, auf die

Un-

Unfittlichkeit, hat keine Schwierigkeit. Bey dieser findet sich die Kultur der Neigungen und Kräfte in einem unrichtigen Verhältnisse mit dem Grade ihres Antheils an der höchsten Glückseligkeit; daher müssen die Gegenstände in der Mannichfaltigkeit eines Kunstwerkes, wenn es in einem unfittlichen Gemüthe Empfindung der Schönheit hervorbringen soll, gleichfalls eine solche Haltung haben, die dem subjektivischen Verhältnisse unter dessen Neigungen entspricht, folglich dem objektivischen, zur höchsten Glückseligkeit erforderlichen, gerade zuwider ist. *Der verderbte Geschmack ist mit der Verderbnis der Sitten am nächsten verwandt.* „Je mehr, sagt der philosophische Künstler *Reynolds*, „wir die Kunst zu bloßer Sinnlichkeit herabfinken lassen, desto mehr beflecken wir ihre natürliche Schönheit, und ziehen sie vom Range einer freyen Kunst herab; ein Umstand, dessen sich jeder Künstler immer wohl erinnern sollte. Man halte ihm die Wahrheit vor, daß er im Staate gerade so viel Aufmunterung verdiene, als er sich als Mitglied desselben tugendhaft brauchbar mache, und

„in seinem Kreise zum allgemeinen Wohl und
 „zur Vollkommenheit der Gesellschaft beytra-
 „ge. Die Kunst, wozu wir uns bekennen, hat
 „Schönheit zum Gegenstande. Deren Entde-
 „ckung und Ausdruck machen ihr Geschäft
 „aus. Aber die Schönheit, der wir nachgehen,
 „ist allgemein und geistig. Es ist eine Idee, die
 „allein in der Seele Statt findet. Weder das
 „Gesicht sieht sie, noch die Hand drückt sie
 „aus. Es ist eine Idee, welche im Busen des
 „Künstlers wohnt, die er immer ganz mitthei-
 „len will, und die er doch niemals ganz mit-
 „theilt; die indess doch in so weit mittheilbar
 „ist, als sie die Gedanken des Zuschauers auf-
 „regt, und seinen Gesichtskreis ausdehnt, und
 „die durch eine stufenweise Erhebung der
 „Kunst sich so weit vertheilen kann, daß ihre
 „Wirkungen sich allgemach und unmerkbar zu
 „allgemeinen Wohlthaten ausdehnen und un-
 „ter die Mittel treten können, den Geschmack
 „einer ganzen Nation zu verfeinern. Wenn
 „dies auch nicht geradesweges zur Reinheit
 „der Sitten führt, so geht es doch wenigstens
 „ihrer gänzlichen Verderbnis dadurch entge-

„gen, dafs es die Seele von den Begierden los-
 „macht und sie durch stufenweise Erhebung
 „bis zur Betrachtung der allgemeinen Wahr-
 „heit und Harmonie leitet, von Stufen zu Stu-
 „fen, die bey dem Geschmack anfangen und viel-
 „leicht in der Tugend sich endigen.“ *)

Aber wohl verstanden, ich will keineswe-
 ges sagen, dafs je moralisch besser ein Mensch
 ist, er deswegen ein desto gröfserer Künstler
 oder Kunstverständiger seyn müsse, dafs ein
 lasterhafter Mensch den *Apollo* im Belvedere
 oder den *Antinous* nicht schön finden könne,
 oder dafs ein sittliches Volk deswegen die
 schönsten Statuen haben müsse. Denn *erstlich*
 ist das richtige Haltungsgefühl nur eines von
 den Erfordernissen des guten Geschmackes,
 welcher, wie aus dem Obigen erhellt, die Kul-
 tur mehrerer Fähigkeiten voraussetzt; *zweytens*
 erstreckt sich der wechselseitige Einfluß zwi-
 schen Geschmack und Sittlichkeit nur auf die
 Fähigkeiten überhaupt, die zu einem jeden
 von diesen erfordert werden, nicht auf ihre be-

*) S. Rede bey der Eröffnung der königlichen Akademie, am
 16 October 1786.

stimmte Anwendung auf einen dieser Gegenstände. Es ist einmal so mit den Eigenschaften unserer Seele, daß die Anwendung einer und derselben Kraft auf gewisse Gegenstände mit mehr Leichtigkeit und Fertigkeit geschieht, als auf andere. Nicht alle Menschen von Einbildungskraft sind zur Anwendung derselben auf alle Gegenstände dieser Kraft, in gleichem Grade aufgelegt: so wie jedes Gedächtniß seine eigenen Dinge hat, zu deren Umfassung es am geschicktesten ist. Der beste Mineraliensammler kann ein sehr schlechter Kräutersammler, und der größte Sprachkundiger vielleicht zu beyden Arten von Kenntnissen untauglich seyn, ungeachtet alle drey eben dieselbe Fähigkeit gebrauchen. Die Ursache ist theils die Gewohnheit, welche den Umgang mit einer gewissen Art von Gegenständen dadurch erleichtert, daß sie den dunkeln mit diesen Gegenständen vergesellschafteten Begriffen eine größere Fertigkeit mittheilt, die deutlichen Hauptideen zu unterstützen; theils die Vorstellung der Vollkommenheit in der Anwendung der Kraft, welche die einzige wirksame

Triebfeder ist, sie in Thätigkeit zu setzen, und die aus mancherley Ursachen, in der Beschäftigung mit einer Art von Gegenständen gröfser seyn kann, als mit einer andern. So ist es auch in unserm Falle; die subjektivische Fertigkeit, die Kräfte und Neigungen immer in einem gehörigen Verhältnisse auszuüben, befördert allerdings das Vermögen die Schönheit zu erkennen und zu beurtheilen, da sie ebenfalls eine unumgängliche Bedingung dieses Vermögens ist; allein zur thätigen Anwendung der Kräfte überhaupt auf Schönheitsgegenstände müssen noch andere Umstände hinzukommen, Umstände, welche die Seele vorzüglich bestimmen, ihre Kräfte auf Gegenstände des Geschmackes zu richten, und besonders nach der Lust, die aus der Art von Vorstellung sinnlicher Vollkommenheit entspringt, zu streben. Ich halte mich abermals bey der genauen Zergliederung dieser Umstände nicht auf, und überlasse sie den praktischen Weltweisen. Es ist ihre Sache, zu zeigen, wie in der Erziehung durch Beyspiele, Aufmunterungen, Belohnungen u. f. w. dem Urtriebe der menschlichen

Seele eine solche Wendung gegeben werden muß, daß diese die Schönheit vorzüglich zum Gegenstande der Thätigkeit ihrer Kräfte wählt, und daß die *Vollkommenheit in der Erscheinung* einen lebhaften Eindruck auf ihre *Vorstellung* hervorbringt. — „Der Geschmack, sagt Beattie, „gewährt noch einen größern Vortheil. „Er ist der Tugend hold. Ja, ich hätte die Liebe „zur Tugend ihm wesentlich zukommend nennen sollen. Leute von Genie haben zu oft „schon ihre Talente zum Unglück des Menschengeschlechtes verwandt; aber es wäre die „Frage, ob ein verderbtes Herz sich überhaupt mit einem feinen Geschmacke vertragen. Ihre Untersuchung würde wenigstens „gegen die Laster sichern, welche die Seele erniedrigen, und würde durch die Richtung, „die sie dem Blicke zur Natur hingiebt, uns „oft auf die Betrachtung des erhabenen Wesens leiten, das die Quelle aller reinen Glückseligkeit ist und das Muster aller Vollkommenheit ausmacht.“ *)

*) S. 365.

DRITTER ABSCHNITT.

Ich glaube nunmehr die vorzüglichsten Eigenschaften, deren Bildung und verhältnißmäßige Erweiterung der gute Geschmack erfordert, genugsam aus einander gesetzt zu haben. Sie laufen auf diese drey hinaus, *Vernunft*, *Einbildungskraft* und *Haltungsgefühl*, so wie das Wesen der Schönheit, des Geschmacksgegenstandes, aus drey Eigenschaften zusammengesetzt ist, nemlich aus *Einheit*, *Mannichfaltigkeit* und *Haltung*. Ich wiederhole es aber noch einmal, die übrigen Seelenfähigkeiten, der Witz, der Scharffinn, die Begierde nach dem Neuen, und das ganze übrige Heer von Kräften, Neigungen und Empfindungen sind nichts desto weniger zum guten Geschmacke nothwendig, ebenso, wie ihre Gegenstände, Aehnlichkeit, Kontrast, Neuheit n. s. w. zur Schönheit erfordert werden; allein mit dem Unterschiede, daß diese zwar *unmittelbar* zur Materie und deren Erkenntniß unentbehrlich sind, welche der Schönheit und dem Geschmacke, d. i. der Form und ihrer Erkenntniß, voraus gehen

muß; so bald aber diese einmal vorausgesetzt wird, so ist der Einfluß aller übrigen Fähigkeiten auf die eigentliche Form, auf die Schönheit und ihre Erkenntniß, nur *mittelbar*, in so fern sie mit den drey erwähnten Haupteigenschaften, der Vernunft, der Einbildungskraft und dem Haltungsgeföhle verknüpft sind und sie befördern; da diese hingegen die *unmittelbar* zur bloßen Formerkenntniß nothwendigen Fähigkeiten ausmachen, ohne welche sich keine Vorstellung von Schönheit denken läßt. Je nachdem nun eine von diesen Eigenschaften in der Seele, oder einer ihrer Gegenstände in dem Kunstwerke, vor den beyden übrigen besonders hervorsticht; darnach wird, wie im letzten Falle die Schönheit, im ersten der Geschmack einen eigenthümlichen Charakter erlangen, welcher durch die verschiedenen Benennungen, die man ihm gewöhnlich beylegt, bezeichnet wird. Wenn z. B. die Einbildungskraft die hervorstechendste unter den übrigen Fähigkeiten ist, so entstehet der *ausgebreitete Geschmack* (*gustus extensus*), der viele Schönheiten und Häßlichkeiten in einem Kunstwerke

zu entdecken und zu umfassen im Stande ist; das herrschende Haltungsgefühl macht den *gesunden und richtigen Geschmack* (*sapor non corruptus non publicus*); aus dem verstärkten Haltungsgefühl, verbunden mit einem grossen Grade Vernunft, entspringt der *feine Geschmack* (*gustus delicatus*), vermittelt dessen die verborgensten Schönheiten und Hässlichkeiten empfunden werden, u. f. f. Zum *grossen Griechischen Geschmacke* hingegen wird der verhältnissmässige starke Grad aller dreier Fähigkeiten erfordert. Eben so lassen sich die entgegengesetzten Beschaffenheiten des Geschmackes, dessen verschiedene Ausartungen, leicht bestimmen; je nachdem nemlich eine von den dreier Fähigkeiten einen zu schwachen Grad von Ausdehnung hat, oder von verdorbener Beschaffenheit ist, darnach wird der Geschmack ein eingeschränkter, kleiner, kindischer, verdorbener, kranker, u. f. w. werden. Wer übrigens eben diese Verschiedenheit unter den herrschenden Fähigkeiten in den Schönheitsgegenständen selbst untersuchen will, der darf nur die Werke *Sophokles, Shakspeare's, Corneille's*

und des Schauspieldichters *Gottsched* gegen einander vergleichen. —

Aus dem Vorhergehenden folgt nunmehr, daß der Geschmack zweyer Subjekte, entweder nach einem zwiefachen Verhältnisse, der Vernunft und der Einbildungskraft, geschätzt werden muß, und zwar der Vernunft schlechtweg, der Einbildungskraft aber, wie oben bewiesen worden ist, in einer gewissen Potenz, eben so wie bey der Schönheit das Verhältniß der Mannichfaltigkeit nach einer gewissen Potenz bestimmt werden muß; oder da, wie ich gezeigt habe, die Ursache, daß die Mannichfaltigkeit mehr zur Schönheit beyträgt, als die Einheit, in der *Haltung* liegt, welche mit jener verbunden ist: so können wir vielmehr von der Schönheit sagen, sie verhalte sich schlechtweg in einem dreyfachen Verhältnisse, der *Einheit*, der *Mannichfaltigkeit* und der *Haltung*, und folglich der Geschmack gleichfalls schlechtweg, wie die *Vernunft*, die *Einbildungskraft* und das *Haltungsgefühl*.

Und so glaube ich, ist die Beantwortung der Frage: „was ist die Ursache, daß bey

einigen Nationen der gute Geschmack blühet, und bey andern keine Spuren davon anzutreffen find, bey einigen sich erhält, bey andern der Abwechfelung unterworfen ist?“ wenigen Schwierigkeiten ausgesetzt. Sie ist eben diejenige, welche diese Verschiedenheit bey einzelnen Menschen hervorbringt. Alles, was bey einem Volke der Kultur der drey erwähnten Fähigkeiten beförderlich ist, und sie zur Anwendung auf Gegenstände der Schönheit lenkt, enthält zugleich den Grund zum Wachsthum, zur Ausbreitung und zur Erhaltung des guten Geschmacks unter demselben; und so umgekehrt: je mehr Hindernisse die Verfassung eines Landes der Bearbeitung dieser Fähigkeiten, und ihrer Uebung in Schönheitsgegenständen, in den Weg legt, desto weniger wird der gute Geschmack auf dessen Boden fortkommen, und wenn er einmal zu blühen angefangen, so muß er gar bald wieder verblühen oder in Ausartung gerathen. Laßt uns nunmehr die vornehmsten Umstände erwägen, welche bey ganzen Völkerschaften auf die zum Geschmack erforderlichen Fähigkeiten von besonderm Einflusse sind.

Erstlich, die *Freyheit im Denken*. Je weiter der Wirkungskreis ist, den die Seele bey der Ausübung einer Kraft vor sich sieht, desto gröfser ist die Luft, die das Wirken ihr gewährt, desto mehr strengt sie sich an, um immer weiter vorwärts zu kommen. Jeder Anblick einer Gränze hingegen macht sie niedergeschlagen und muthlos; die Vorstellung der Schranken, die bey der Wirksamkeit sich ihr darbieten, vergällt die angenehme Empfindung, die ihr aus dem innern Bewuststseyn ihrer Vervollkommnung erwächst. Sie verläßt alsdenn auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit die Gegend ganz und gar, wo sie die Umzäunung so nahe vor Augen sieht, und wählt sich lieber eine andere, wo sie die meiste Freyheit hat, und die Schranken am entferntesten von ihr abstehen. Diefs gilt von ihren Vernunftbeschäftigungen, so wie von jeder andern Uebung ihrer Fähigkeit. Das Land, in welchem es Gedanken giebt, deren Aeufferung man mit dem Scheiterhaufen oder der Folter büssen muß, wird selten ein Genie hervorbringen, das selbst in dem erlaubten Gebiete der Vernunft sich

besonders hervorthut. Da nun die Vernunft einen so großen Antheil an dem guten Geschmacke hat; so sieht man leicht, warum die Freyheit im Denken auf dessen Kultur gleichfalls einen so großen Einfluß haben muß. Dieß scheint im Ganzen sich ungemein zu bestätigen; je entfesselter der menschliche Geist in einem Lande ist, wenn sonst wegen anderer Umstände keine Hindernisse da sind, desto blühender sind in ihm Künste und Wissenschaften. Man darf nur einen Vergleich zwischen den orthodoxen katholischen und den protestantischen Ländern anstellen. Spanien soll, wie Dübos bemerkt, ob es gleich von je her freygebige Könige hatte, die zugleich Liebhaber der Künste waren, dennoch keinen Künstler vom ersten Range aufzuweisen haben. Was Wunder? wo der heilige Büttel der menschlichen Vernunft das Genie keinen Schritt weit aus den Augen läßt, wie kann dieses da einen freyen Flug wagen! Welche Herzhaftigkeit gehört dazu, ohne zu zittern und jeden Tritt abzumessen, über einen halb gefrorenen Stroh zu gehen, wenn bey einem

jeden die Gefahr unterzufinken vor Augen schwebt!

Zweytens die *Religion*. So sehr auch manche geoffenbarte an sich der Vernunft Gewalt anthut, und subjektivisch durch Verletzung der sittlichen Verhältnissregel das Haltungsgefühl verstümmelt; so sind sie doch alle der erheblichen Eigenschaft des Geschmackes, der *Einbildungskraft*, beförderlich, und zwar in umgekehrtem Verhältnisse ihrer Verträglichkeit mit der Vernunft. Die natürliche Religion giebt uns von der Gottheit nichts als einen abgezogenen Begriff: ein *vollkommenstes Wesen mit den vollkommensten Eigenschaften*; und es gehört nothwendig zu dessen höchster Vollkommenheit, dafs es nicht fähig ist, sinnlich vorgestellt zu werden. In das Gebiet der *Einbildungskraft* aber gehören blofs bildliche Gegenstände: daher mufs die mindeste Nüance von *Einbildung*, die sich in den Begriff mit einmischt, ihn nicht nur verunreinigen, sondern gänzlich aufheben. Ich habe Raphaels Bild von *Gott dem Vater* nie gesehen; aber ich sehne mich nicht nach demselben, und bin im

voraus überzeugt, daß es, sey es auch dieses größten Künstlers größtes Meisterwerk, in Beziehung auf seinen vorgestellten Gegenstand, in mir nichts als den höchsten Grad von Widerwillen erregen kann. *Mein Vater-Gott* entwischt den Augenblick meiner Vorstellung, so bald ich ihm den mindesten Schein bildlicher Anschauung nahe bringe. Die erhabenste aufs feinste idealisirte Sinnlichkeit steht in keiner geringern Entfernung vom reinen Vernunftgegenstande, als die niedrigste und gröbste; denn nicht Grade sind es, sondern Heterogenität ist es, welche Sinnlichkeit und Vernunft von einander unterscheidet. — Jede geoffenbarte Religion hingegen, die sich von der natürlichen entfernt, bringt, nach dem Grade dieser Entfernung, in unsern Begriff von der Gottheit Sinnlichkeit: denn nichts anders wird doch unter einer solchen Offenbarung Gottes verstanden, als dessen Bekanntmachung seines Wesens oder seines Willens, durch ihm eigene sinnliche Organe. Er muß reden, sich zeigen, mit uns sympathisiren, gleich uns lieben, hassen, sich erzürnen u. s. w. Hier hat die Einbildungskraft ein un-

übersehliches Feld zur Uebung. Ein Jupiter, dem sie alle unsere Leidenschaften und Empfindungen andichten, und verbunden mit einer uneingeschränkten Macht andichten kann; der mit der Bewegung seiner Augenwimpern den ganzen Olympus erschüttert; der Menschen aus Nichts hervorruft, in Nichts zurück stößt, oder in andere Geschöpfe verwandelt; der Liebeshändel macht, Völker mit einander vereinigt und Zwietracht unter ihnen stiftet, und das alles, nach menschlicher Weise, nicht allein, sondern durch Gehülfen und Untergeordnete es verrichtet, Boten schickt, Rathsverfassungen hält und Gastereyen giebt: welch ein fruchtbarer Gegenstand ist dieser für die schöpferische Einbildungskraft! — Wenn nun das Gemüth alles dieses nicht als ein bloßes Spiel des Witzes betrachtet, sondern als Heiligthümer verehrt, von denen ewige Glückseligkeit und Verdammniß abhängen; so muß es dadurch nothwendig in einen Enthusiasmus versetzt werden, der dem Genie jene göttlichen Flügel ertheilt, womit es sich weit über menschliche Sphären hinaus zu schwingen vermag.

Drit-

Drittens die *Sittlichkeit*. Ich habe schon oben gezeigt, von welchem Einfluß die Moralität auf den Geschmack bey einzelnen Menschen ist, und zwar wegen des zur Haltung erforderlichen Gefühls. Bey ganzen Völkerschaften ist dieser Einfluß noch erheblicher; denn, je sittlicher ein Volk ist, in einem desto größern Grade herrscht bey ihm die Geselligkeit: auch sind die zur Aufrechthaltung der Gesellschaft erforderlichen Neigungen unter ihm desto allgemeiner; und die Gegenstände eben dieser Neigungen sind es vorzüglich, die den fruchtbarsten Stoff für Künste und Wissenschaften enthalten. Zwar, ich wiederhole es noch einmal, ist Schönheit eine Eigenschaft der Form, die sich ohne Unterschied auf jede Mannichfaltigkeit erstreckt, in welcher Uebereinstimmung zur Einheit vorhanden ist; da aber der Mensch im Ganzen mehr empfindendes als *bloßs* denkendes Wesen ist, so will er auch, daß die Gegenstände, die ihm Lust gewähren, das ist, die in ihm das Gefühl feines Lebens verstärken, mit dem größten Theile seines Selbst, mit seinen Neigungen und Empfindun-

gen, in einer größern Verwandtschaft stehen sollen, als mit feinen bloß deutlichen Erkenntnissen. Dem Grade nach, vermehrt freylich die Anstrengung der Vernunft das Bewußtseyn der innern Vollkommenheit am meisten, aber nicht nach der Menge von Bestandtheilen der Seele. Die verborgenste und feinste mathematische Wahrheit schränkt sich ganz auf das Abziehungs- und Absonderungsvermögen der Seele ein; sie steht mit keiner Neigung, mit keiner Begierde, mit keiner Gemüthsbeschaffenheit in einer Verbindung: und eben daher sind auch Beschäftigungen dieser Art ermüdend. Nicht so das Bewußtseyn der innern Vollkommenheit, das aus Betrachtungen der Neigungsgegenstände entspringt; diese sind vielmehr erholend als mühsam. Nach vorhergegangener Muse überschütten sie das Gemüth mit einem erquickenden Gefühle, und nach den beschwerlichen Arbeiten der höheren Seelenkräfte, macht ihre Beschäftigung den sanftesten und behaglichsten Uebergang zur völligen Ruhe aus. Denn sie, die Neigungen, sind nicht ausschließend, nicht von einander abge-

sondert, sondern vielmehr ausbreitend: jede von ihnen steht mit einer Menge anderer in einer genauen Verknüpfung; daher schränkt die Thätigkeit, welche der Gegenstand einer Neigung hervorbringt, sich nicht bloß auf diese einzige ein, sondern sie verbreitet sich auf mehrere, je nachdem diese mit mehreren oder wenigern verwandt ist. Durch die Erschütterung einer einzigen werden alle mit ihr gleichtönende in Bewegung gesetzt; und so entsteht ein abwechselndes Spiel unter verschiedenen Saiten in der Seele, das ihr Selbstgefühl ungemein erhöht, und sie die Realität ihres Daseyns auf die sanfteste Weise empfinden läßt.

Und nichts anders versteht man unter dem Begriffe *Interesse* bey Gegenständen des Geschmacks, als eben diese Verknüpfung zwischen einer Neigung und mehreren. Dem Kunstwerke, das übrigens den Erfordernissen der Schönheit am vollkommensten Genüge leistet, fehlt dennoch ein wesentliches Ingrediens um zu gefallen, wenn es nicht genugsam *interessant* ist, d. i. wenn die Mannichfaltigkeit oder die Einheit des Ganzen solche Neigungen zum

Gegenstände hat, die nur mit wenigen andern in Verbindung stehen; und je nachdem die Hauptneigungen, die durch das Werk erweckt werden, mehr oder weniger gleichstimmige in der Seele antreffen, die mit ihnen harmonisch erregt werden, darnach ist das *Interesse*, und folglich der Werth der Schönheit, gröfser oder kleiner.

Und gerade find die Neigungen, welche auf die Aufrechthaltung der Gesellschaft am meisten abzielen, diejenigen, welche unter der übrigen ganzen Menge den gröfsten Anhang haben. Die eigennützigern find immer ifolirter und weniger unter einander verkettet, je weniger allgemein ihr Gegenstand, je eingeschränkter ihre Beziehung auf unser eigenes Selbst ist. Das herrschende Verlangen nach dem gröbern finnlichen Kützel steht fast mit keinem Gegenstände in einer Verbindung, als mit demjenigen, der zu dessen Befriedigung bestimmt ist. Keine der edlern Neigungen und Gefühle werden unmittelbar dadurch in Bewegung gesetzt. Die Lüfternheit des Schwelgers nach dem berauschenden Weine, oder des

Ueppigen nach dem Gegenstande seines physischen Genusses, hat weder mit der Ehre noch mit der Ruhmgierde, weder mit der Großmuth und Tapferkeit, noch mit der Freygebigkeit und dem Wohlwollen etwas zu schaffen. Beym Geiz ist das Ausschließende anderer Gefühle bey nahe eine nothwendige Bedingung; denn die Befriedigungen derselben erfordern oft Aufopferungen und Verachtung des Abgottes, den der Geizige anbetet. Die unangenehmen, feindseligen Leidenschaften, der Haß, der Zorn, die Rachgierde, der Neid, unterdrücken die übrigen sanften Neigungen, nicht nur wegen ihrer Unverträglichkeit mit ihnen, sondern auch wegen ihres ungestümen Wesens und des unzufriedenen mislichen Zustandes, in welchen sie die Seele versetzen. Betrachten wir dagegen den Adel der menschlichen Gefühle, das Wohlwollen gegen andere, das Mitleiden in ihrem Unglücke, die Großmuth, die Liebe für das Vaterland, die väterliche und kindliche Liebe u. s. w. welche ausgebreitete Zweige hat jedes von diesen über die ganze Oekonomie der Seele! Jeder Bestandtheil in

uns, durch welchen Vollkommenheit gewirkt werden kann, wird zur Thätigkeit aufgefordert, um sie in dem äußern Gegenstande zu befördern. Wer für das Vaterland empfindet, wendet bald seine Tapferkeit an, um es zu beschützen, bald seine höhere Geisteskräfte, um es mit Erfindungen zu bereichern, bald sein Vermögen, um seiner Mitbürger Glückseligkeit festzusetzen. Das Mitleiden läßt keine Saite im ganzen Menschen unerschüttert, deren Bewegungen etwas dazu beytragen können, das Unglück von dem Elenden zu entfernen, oder es ihm zu erleichtern; und Wohlwollen und Liebe überhaupt, was sind sie anders, als die Lust über die Vollkommenheit anderer? Und sind wir nicht von allen Seiten thätig, um das zu bewerkstelligen, was uns Lust gewährt? — So, sind die gefelligen Neigungen zugleich diejenigen, welche unsere Thätigkeit am meisten und auf die mannichfaltigste Weise in Bewegung setzen, das innere Gefühl unsers Daseyns am sanftesten uns empfinden lassen: diejenigen also, die uns am stärksten an sich ziehen, und für Dichter und Künstler die interessantesten Ge-

genstände find, aus welchen fie das Mannichfaltige in ihren Werken zufammenfetzen, auf welche fie es koncentriren müffen.

Wenn man bedenkt, dafs die feinern Sinne, das Geficht und das Gehör, die einzigen Organe find, durch welche wir den Charakter, die Bedürfnisse und den ganzen innern Zuftand des Nebenmenschen erkennen; durch die gröbern hingegen, den Geruch, den Gefchmack, das Gefühl, nichts als die Veränderung unsers eigenen Zuftandes, in fo fern fie von einem äußern Körper gewirkt wird, erfahren: fo kann man aus der vorhergehenden Unterfuchung leicht die Urfache einfehen, warum die erften zugleich die einzigen find, über deren Gegenstände das Gebiet der Schönheit fich erftreckt, aus welchem die Gegenstände der letztern gänzlich ausgefchloffen find. Es fehlt nemlich der Vorftellung diefer an *Interesse*, wenn folches in der angegebenen Bedeutung genommen wird. Auch läßt fich hieraus erklären, warum der Ekel, nicht fo wie eine andere unangenehme Empfindung, deren Vermifchung fonft zur Verftärkung einer angenehmen fo vieles bey-

trägt, bey der Schönheit, als ein solches Ingredienz gebraucht werden kann. Dieser beziehet sich bloß auf Gegenstände der niedrigen Sinne, die ganz außer dem Bezirke des guten Geschmacks liegen. *) Daher rührt es auch vielleicht, daß bloß körperliche Vergnügungen so unschickliche Gegenstände für die schönen Künste und Wissenschaften überhaupt sind, als unschicklich es von dem Schauspieler wäre, sich der Vorstelllung des bloß körperlichen Schmerzes zu bedienen, um jene sanfte theatralische Empfindung, das Mitleiden, dadurch zu erwecken.

Da die Wirkung des bloß körperlichen Schmerzes auf der Bühne, in den neuern Zeiten, ein so wichtiger Gegenstand der Untersuchung verschiedener Kunstrichter geworden

*) Ich schliesse den Ekel nur als das Ingredienz einer vermischten Empfindung von der Schönheit aus; ich bin aber so weit davon entfernt zu glauben, der Dichter könne sich dessen nicht bedienen, wenn es seine Absicht bloß ist, Abscheu für einen Gegenstand zu erregen, als ich es von *Burkes* Meinung †) bin, daß der Ekel sich mit dem Erhabenen vertragen, und so gar seine Wirkung verstärken könne. Nichts scheint mir von entge-

†) Untersuchung vom Schönen und Erhabenen, S. 136.

ist, so erlaube man, daß ich mich bey dessen Betrachtung etwas verweile, indem er mir über die vorgetragene Lehre von dem Interesse einiges Licht zu verbreiten scheint. Wenn ich den körperlichen Schmerz für keinen schicklichen Gegenstand halte, jene süßbittere Empfindung des Mitleids in uns zu erwecken: so behaupte ich dadurch keinesweges, daß dessen Anschauung unser Gemüth in Ruhe lasse, oder dessen Vorstellung auf dem Schauplatze unser Gefühl nicht ganz in Erschütterung setze. Man muß *Mitleiden* von *Sympathie* unterscheiden. Diese besteht in einem starken Grade von Ver-
setzung in die Lage des Gegenstandes, wobey wir auf einige Zeit unsers eigenen Selbst gänzlich vergessen, und in eine betäubende Empfindung, gleich dem leidenden Gegen-

engesetzterer Natur zu seyn, als der *Ekel* und das *Erhabene*. Dieses besteht in der Anschauung eines unendlichen Stoffes zur Thätigkeit, verbunden mit dem innern Gefühl unsers Unvermögens, denselben ganz zu umfassen. Daher ist die Empfindung, die es erregt, das *süße Erstaunen*, eine aus der Luft über die Fruchtbarkeit des Gegenstandes, der die Seele mit allen ihren Kräften an sich zieht und zur Thätigkeit auffordert, und der Unlust über den Anblick der subjektivischen Gränzen zusammengesetzte Empfindung. Dasjenige also, was die Empfindung des

stande, gerathen. Wer diese Wirkung dem körperlichen Schmerz absprechen will, muß noch nie Augenzeuge dieser Quaal bey seiner Geliebten, bey seinem theuren Freunde, oder auch bey jedem Nebengeschöpfe überhaupt gewesen seyn. Allein dieß ist nicht der Fall bey dem Mitleiden; dieses erstreckt sich nie auf das Unglück an und für sich, oder in Beziehung auf uns, sondern immer in Beziehung auf den äußern Gegenstand, und auf seine Vollkommenheiten, die dadurch leiden; hier wird sogar eine genaue Unterscheidung unsers eigenen Zustandes von dem Zustande des leidenden Gegenstandes, erfordert; hier findet keine Versetzung Statt, wir tragen nicht die Quaalen in uns über, und sehen uns als deren Subjekt an: (dieses würde das Wesen des Mitleidens, wür-

Erhabenen verstärken soll, muß entweder die Lust oder die Unlust vergrößern, folglich entweder die Vollkommenheiten des Gegenstandes vermehren, oder die Schranken des Subjekts verengern. Jede Unvollkommenheit hingegen, die von Seiten des Gegenstandes hinzukommt, muß nothwendig dessen Anziehungskraft vermindern, und in so fern den Trieb der Seele, auf ihn ihre Thätigkeit anzuwenden, erschaffen. Und von keiner unangenehmen Empfindung gilt dieses mehr, als vom Ekel; denn jede andere ist wenigstens mit einem geringen Grade von Lust unter-

de das Angenehme in der Empfindung vernichten:) sondern wir stellen uns den Gegenstand samt seinen Vollkommenheiten außer uns vor, in so fern diese durch die Leiden aufgehoben werden. — Daher, wenn ich gleich vollkommen der Smithschen Meynung bin, daß körperliche Schmerzen keine schickliche Gegenstände zu theatralischen Vorstellungen sind, so bin ich es doch nicht aus Smithschen Gründen. „*Der körperliche Schmerz, sagt er, *) wird gar bald vergessen; den Augenblick, da er vorbey ist, ist auch alle Pein vorüber, die er verursacht; ein unbehutsames Wort von einem Freunde hingegen verursacht eine weit dauerhaftere Kränkung. Das Wort verschwindet, der Verdruss aber, den es uns gemacht, bleibt.*“ Das Unrichtige dieses Unterschiedes ist in die Augen

mischt, der aus der subjektivischen Erkenntniß derselben entspringt: allein dem Ekel ist es eigen, selbst in der Vorstellung die widrige Empfindung des Abscheues zu erregen. Der Anblick des Ekelhaften scheucht die Seele vom Gegenstande zurück, und macht, daß sie willig dessen anderseitigen Vollkommenheiten entsagt, in deren Anschauung sie sonst eine Quelle von Lust empfunden hätte.

*) Theorie der moralischen Empfindungen, S. 61.

fallend, und die Parallele schielend. Das kränkende Wort des Freundes, als die Ursache der Unlust im letzten Falle, muß nicht mit dem körperlichen Schmerze des ersten Falles, sondern ebenfalls mit der Ursache, die ihn hervor gebracht, mit dem Eisen, das die Wunde gemacht, verglichen werden: und alsdann ist der Erfolg in der That einerley. Das Eisen wird vom Körper entfernt, und der Schmerz bleibt dennoch zurück: das Wort verschwindet, und der Verdruss bleibt in uns. In beyden Fällen ist die Unlust bloß die Folge der in uns erweckten Vorstellung von Unvollkommenheit: hier, von Seiten der Seele, dort, von Seiten des Körpers; und so lange diese in uns vorhanden ist, dauert auch jene. Die Trennung des Stätigen wird gehoben, meine Wunde wird geheilt, und der Schmerz hört auf; mein Freund bittet mich um Verzeihung, zeigt mir meinen falschen Argwohn, legt von neuem seine gütige Gefinnungen gegen mich dar, und meine Unlust hört gleichfalls auf. Hier ist nicht die mindeste Verschiedenheit. „*Die körperlichen Schmerzen*, sagt der englische Weltweise

ferner *), „erwecken entweder gar keine Sympathie oder doch nur in solchem Grade, der mit der Hefigkeit, worin der Leidende sich fühlt, gar keine Proportion hat. Mit den Leidenschaften, die aus der Einbildungskraft entspringen, verhält es sich anders. — Meine Einbildung ist viel geschwinder; sie nimmt viel leichter, wenn ich so reden darf, die Gestalt und Figur derer an, mit denen ich umgehe. Ein Unglück, das den Verliebten oder Ehrgeizigen trifft, wird daher weit mehr Sympathie erwecken, als das größte körperliche Uebel.“ Wäre dieses, so müssten wir viel lieber Augenzeugen des letztern als des erstern seyn wollen; wenigstens müßte das Anschauen körperlicher Leiden weit weniger Unlust und Abscheu in uns erregen, als das Anschauen der Leiden, die aus der Seele ihren Ursprung nehmen: aber die Erfahrung sagt das Gegentheil. Ich berufe mich auf die Empfindung eines jeden. Wer kann den Anblick eines Engbrüstigen, der alle seine Kräfte anstrengen muß, um ein wenig Luft zu erhaschen, eines in Zuckungen liegenden oder

*) Ebendaf. S. 57.

eines an Steinschmerzen leidenden, ich will nicht sagen leidlich, wer kann ihn nur erträglich finden? Wer wünscht sich nicht fern von einer solchen Scene, so bald er nichts als einen müßigen Zuschauer dabey abgeben soll, ohne etwas zur Erleichterung des Elenden beytragen zu können? — Ein Lärm, der auf der Straße zwischen zwey Zankenden sich erhebt, reißt uns ans Fenster; und je heftiger der Ausdruck ihrer Affekten ist, desto mehr Reiz hat das Schauspiel für uns. Hingegen ein Kind, das gegen uns über allein auf einer Anhöhe steht, scheucht uns in einer schwindlichten Unruhe vom Fenster weg, und eine beklemmende Bangigkeit überfällt unsere Brust. Der plötzliche Anblick eines Menschen, welcher eben unter einen Wagen kommt, der in einem Augenblick sein Gebein zerschmettern wird, macht, wenn wir dem Unglücklichen nicht zu Hülfe eilen können, daß wir ein Geschrey erheben und unsere Augen wegwenden, oder versteinert stehen bleiben. Alles dieses ist doch wenig Zeichen eines zu schwachen Leidens bey dem Anschauen körperlicher Schmerzen;

im Gegentheil scheint daraus vielmehr zu folgen, daß die Sympathie mit körperlichem Leiden weit heftiger seyn, und reinere Unlust enthalten muß als die Sympathie, die aus bloßen Seelenkränkungen entspringt.

Und so ist es auch. Die körperlichen Schmerzen erwecken in dem Gemüthe des Zuschauers eine unangenehme Empfindung, die der Empfindung des Leidenden sehr nahe kommt, heftig, voller Bitterkeit und fast unvermischt mit Lust. Und daher können sie unter den Gegenständen, welche theatralische Leidenschaften erregen sollen, keinen Platz finden. Die süße Empfindung des Mitleidens, nach der wir uns in der Vorstellung so sehr drängen, ist, wie bekannt, zusammengesetzt aus der Unlust über das Unglück des Leidenden, und der Lust über die Vorstellung seiner Vollkommenheiten, die dadurch in uns reg gemacht wird. Denn Lust gewährt alles, was unsere Kräfte in Thätigkeit setzt und das innere Gefühl unserer Realität in uns hebt. Und dieß thut jede Vorstellung einer Vollkommenheit: durch diese wird immer eine thätige Kraft

in uns rege, sie zu umfassen oder auch selbst hervorzubringen. Je mannichfaltiger die Vollkommenheiten sind, und je lebhafter die Vorstellung ist: desto mannichfaltigere Kräfte werden in uns erweckt, in ein desto lebhafteres Spiel werden sie gesetzt, desto stärker wird das innere Gefühl unserer Realität, desto größer muß die Lust seyn. Jede Verneinung hebt eine Vollkommenheit auf, und raubt der Seele einen Gegenstand ihrer Thätigkeit. Je mannichfaltiger und lebhafter die Vorstellung davon ist, desto größer ist die Hinderniß, die sie unsern nach Realitäten emporstrebenden Kräften in den Weg legt, desto enger werden die Schranken unsers innern Gefühls, desto größer wird also die Unlust. Beym Mitleiden kommt beydes zusammen; von der einen Seite werden die Seelenkräfte durch das Unglück gereizt, die Vollkommenheiten des Gegenstandes, die dadurch in Gefahr kommen, sich vorzustellen, und von der andern Seite durch eben dieses Unglück, als durch eine Verneinung, an ihrem völligen Emporstreben gehindert. Daher entsteht die aus Annehmlichkeit
und

und Unannehmlichkeit vermischte Empfindung in der Seele, aus dem Reize zur Thätigkeit, und aus der Wahrnehmung der Schwierigkeit, welche der Thätigkeit Widerstand leistet. Daraus folgt, daß, wenn die Empfindung vermischt seyn soll, zwischen beyden Umständen ein schickliches Verhältniß Statt finden muß. Die Vollkommenheiten dürfen in Ansehung der Schwierigkeit nicht zu groß, noch darf die Schwierigkeit in Ansehung der Vollkommenheiten unüberwindlich seyn. Wenn die Vollkommenheiten so mannichfaltig und wichtig sind, daß das Unglück sie gar nicht oder nur wenig hindert: so entsteht in dem Gemüthe des Zuschauers entweder eine reine angenehme Empfindung, oder er bleibt gänzlich in dem Zustande der Gleichgültigkeit, da es ihm an dem Reize fehlt, der seine Kräfte zur Vorstellung dieser Vollkommenheiten anspornt. Ist aber die Vorstellung des Unglückes so stark, daß sie die Vorstellung von den Vollkommenheiten völlig verdunkelt, und so gar den Reiz zur Thätigkeit in der Seele unterdrückt; so entsteht wiederum keine vermischte, sondern eine

bittere Empfindung voll reiner Unlust, welche die Seele niederschlägt, und sie vor dem Gegenstande, der sie hervorbringt, fliehen macht. Das Erste findet sich beym tugendhaften Stoiker, der, von den Unglücksfällen unerschüttert, sich in der Ausübung seiner Kräfte nicht stören läßt. Dieser erweckt beym Zuschauer Bewunderung und Erstaunen, aber kein Mitleiden; *er weint selbst nicht zuerst, wie kann ich weinen?* Das Letzte ist dem körperlichen Schmerze eigen. Dieser betäubt die Seele gänzlich, und hält ihre Kräfte so eingezogen, daß nicht die geringste Spur von Thätigkeit in ihr erwacht. Wenn mein Freund von der Ehrenstufe, auf die er sich allmählich emporgeschwungen, plötzlich zurückgestoßen wird; wenn ich ihn seinen einzigen geliebten hoffnungsvollen Sohn nach dem Grabe begleiten sehe — welche mannichfaltige Bewegungen gehen da in meiner Seele vor! Bald überschüttet die Vorstellung des Unglückes mich mit Traurigkeit; diese muß nothwendig die Vorstellung aller der Vollkommenheiten in mir rege machen, welche durch dieses Unglück eingeschränkt werden. Ich lau-

fe sie alle der Reihe nach durch, die Kräfte und Fähigkeiten, deren Thätigkeit durch dasselbe gehemmt wird. Meines Freundes Wohlwollen, Liebe, väterliche Zärtlichkeit, Munterkeit des Geistes, Zufriedenheit, glückliche Aussicht in die Zukunft, Freygebigkeit u. f. w. werden mir auf einmal gegenwärtig. Jede Freude, jede Glückseligkeit, die ich in seinem Umgange genossen habe und noch genießen könnte, erwacht in mir. Jede freundliche Mine, jede süsse Umarmung, jede vertraute Offenherzigkeit, mit denen er mich je beglückte, malt mir meine Einbildung mit den lebhaftesten Farben vor. Jetzt schwimme ich in einem Meere von Lust: aber nicht lange; denn jeden Augenblick empfängt diese glückselige Vorstellung, durch den Anblick des gegenwärtigen Unglückes, einige bittere Tropfen von Unlust über die verhinderte Ausbreitung dieser Vollkommenheiten. Und so entsteht das göttlichste aller Gefühle, das Mitleiden, das dem weichherzigen Armen glückseligere Augenblicke verschafft, als alle Reichthümer der Erde, und das allein hinreichend ist, dem menschl-

chen Geschlecht einen Adel zu geben, der dessen Werth über alle seine Nebengeschöpfe ungemein erhöht. Sehe ich hingegen meinen Freund von einem körperlichen Schmerze gequält, so verscheucht der erste Eindruck von Leiden alle Vorstellung von Vollkommenheit aus meinem Gemüthe: keine wird dadurch in mir rege gemacht. Welche unmittelbare Verknüpfung findet sich auch wohl zwischen den Schmerzen des Podagras, der Kolik, der Trennung des Stätigen überhaupt, und dem Wohlwollen, der Liebe, der Dankbarkeit u. f. w.? Die Idee der Unvollkommenheit haftet in der Seele, und verbreitet sich über alle ihre Kräfte; ich leide thierisch mit, ohne daß ein Tropfen Süßigkeit sich unter meine Unlust mischt.

Niemand, glaube ich, kann der Smith'schen Meynung seyn, daß es *eine lächerliche Tragödie seyn würde, deren Katastrophe darin bestände, daß der Held ein Bein verlöre oder Kolikschmerzen bekäme*. Eine schlechte Tragödie würde es freylich seyn, auch lächerlich vielleicht in der Erzählung; aber auch lächer-

lich in der Vorstellung? Nimmermehr, nimmermehr, wenn der Schauspieler nur Geschicklichkeit genug befäße, die Natur genau nachzuahmen und den kleinsten Anstrich von Kunst zu verbergen. Wenn Garrick oder Eckhof auf der Bühne winfelt, und vor brennenden Schmerzen in den Eingeweiden seinen Körper krümmt und verdreht: so würde ich mich schämen, ein Mensch zu seyn, wenn ich auf dem ganzen Parterre nur ein einziges Menschengesicht erblickte, auf dem sich eine Verziehung zum Lächeln entdecken liesse. Ich bin überzeugt, die Wirkung einer solchen Scene würde *die* seyn, daß kein Zuschauer sie aushalten könnte.

Das Interesse ist es allein, was den wichtigen Unterschied zwischen Seelenkränkungen und körperlichen Schmerzen ausmacht. *Jene* sind immer in einer unmittelbaren Verknüpfung mit mehrern Seelenkräften, da ihr ganzes Wesen eben in der Einschränkung dieser Kräfte besteht. Je größer also das Interesse ist, d. i. je mehrere Kräfte dadurch Einschränkungen leiden: desto größer ist von der einen

Seite die Vorstellung des Unglückes, und von der andern die Vorstellung der Vollkommenheiten, die in der Seele rege gemacht wird, und folglich auch, im Ganzen, die vermischte Empfindung des Mitleidens desto stärker. *Diesen* hingegen fehlt es gänzlich an dem Interessirenden; denn die Unlust, die sie erwecken, entsteht nicht aus den Einschränkungen anderer Fähigkeiten, sondern unmittelbar aus dem thierischen Leiden der Maschine. Der Tugendhafte und der Lasterhafte, der Weise und der Einfältige, das Kind und der Erwachsene, haben alle einerley schmerzhaft Empfindung, wenn ihnen ein Glied abgelöset wird. Der innere Zustand der Seele kommt in keine Betrachtung; daher sind sie auch in der Anschauung bloß kränkend und abscheulich, und können in der Vorstellung auf keine sanfte Thränen des Mitleidens Anspruch machen. *)

*) Einen Fall giebt es dennoch, wo der Dichter sich des körperlichen Schmerzes auf der Bühne mit Vortheil bedienen kann: wenn er ihn nemlich interessant zu machen weiß; wenn er ihn als die unmittelbare Ursache leidenschaftlicher Kränkungen vorstellt, und den Leidenden mehr Empfindung über diese, als über jenen äußern läßt. Und dieß wußte Sophokles in seinem Philoktet meisterhaft zu veranstalten. Des Dichters End-

Ich kehre nunmehr zurück. — Gefelligkeit, d. i. ächter Hang an gefelligen Empfindungen, (nicht blofse Annehmlichkeit im Umgange, Zuthulichkeit und scheinbares gefälliges Wesen, welches ich statt *Gefelligkeit* lieber *Gesellschaftlichkeit* nennen möchte,) und Geschmack am Schönen sind verschwiferte Eigenschaften, die sich nicht bequem von einander trennen lassen. Auch aufer der objektivischen Gleichheit ihrer Beschaffenheit, sind sie subjektivisch, in Ansehung ihrer Wirkung auf den Menschen, unter einander verknüpft. Die angenehme Empfindung, die beyde hervorbringen, ist von einer höhern und feinern Art, als jede andere sinnliche; und durch die Uebung im Genuffe des einen wird das Gemüth zum Verlangen nach dem Genuffe des andern gestimmt. Wer hat je unter einem barbarischen unmenschlichen Volke Spuren des guten Geschmacks zweck war keinesweges, blofs durch die Schmerzen des eiternden Fusses uns Thränen abzulocken, sondern durch die damit verknüpften unglücklichen Folgen. Dieser quälende Fuß ist die Ursache, daß der Mann, der mit sieben Schiffen den Griechen folgte, vom Heere auf dies Eiland ausgesetzt wurde; daß der griechische Menschenfreund, der bey der Erzählung Neptolems vom Tode einiger Helden aufer sich geräth, abgesondert von

entdeckt? — Die Ankunft des Aeneas nach Karthago ist unstreitig eine der meisterhaftesten

allem menschlichen Umgange und von seinem geliebten Vater, hier in Gesellschaft der Thiere, sein Leben verschmachten muß; daß der griechische Held hier die wunderthätigen Pfeile des Herkules bloß zur Erwerbung seines kümmerlichen Unterhalts gebrauchen kann; daß er noch jetzt von dem arglistigen Ulysses unbemitleidet, hintergangen, gebunden und wider seinen Willen vor Ilium geschleppt werden soll; und daß man damit umgeht, den elenden hülflosen Mann um seine Pfeile zu bringen, die einzigen Werkzeuge, womit er sein mühsames Leben zu erhalten im Stande ist. Hier ist Gefühl von Sehnsucht nach Eltern und Vaterland, von gekränkter Ehre, von Undankbarkeit, von Rachgierde, von Heldenmuth, von Abscheu gegen Ulysses, u. s. w. das in uns rege gemacht wird, nicht bloß thierisches Leiden des schmerzenden Fusses. Aber freylich mußte der Dichter uns die Ursache aller dieser Seelenübel, wenigstens in einer Scene, vor Augen legen. Wie konnte er es anders machen, uns von der Unglücksquelle seines Helden zu unterrichten? Soll er sie etwa uns vorerzählen lassen, die Geschichte des Fusses und seiner martervollen Anwandlungen? Von wem? Hier auf dem einsamen Lemnos hatte Philoktet weder Vertraute noch Kammerfrauen um sich, die ihm diesen Dienst hätten erweisen können. Oder sollte er wohl gar selbst munter und schmerzenlos auf der Bühne einhergehen, und gleich einem Milzfüchtigen uns mit Erzählung seiner Plagen unterhalten, die er bisweilen auszuheilen hat? Gewiß zu einem solchen ungriechischen Kunstgriffe war Sophokles zu sehr griechischer Dichter. Es war also nur Ein Mittel übrig; und dies bestand darin, daß der Elende in unserer Gegenwart von einem Anfalle überrascht würde. Wir mußten das Unglück sehen, damit wir über dessen Folgen weinen könnten. Allein, wie vortheilhaft wußte der Dichter diese Scene anzulegen? Wie interessant macht er uns diesen eitem-

Erzählungen in der ganzen Aeneide, die des Dichters tiefe Kenntnifs der menschlichen See-

den Fufs? Mit welcher Vorsicht sucht er unsere Aufmerksamkeit auf die körperlichen Schmerzen alle Augenblicke durch Seelenleiden zu unterbrechen, und die herbe Empfindung der Quaal, die uns unausföhlich wäre, dadurch zu mildern, dafs er den Unglücklichen mehr von der Furcht, zurück gelassen zu werden, und dem Unvermögen sich an seinen Feinden zu rächen, als von den brennenden Martern selbst, leiden läfst? Der Anfall kommt gerade, da wir vorher hinreichend vorbereitet sind; nachdem wir durch den Ulysses gleich in der ersten Scene die Ursache erfahren haben, die unsern Helden auf dieses Eiland brachte; nachdem wir das Elend, mit welchem er sein Leben hier zubringt, seine Höhle, seine armselige Geräthschaft, sein Lager aus zertretenem Laube, seine eitervollen Lappen mit Augen gesehn haben; nachdem wir ihn in der Entfernung seinen Weg mit Wimmern ankommen gehört; nachdem wir durch seine Unterredungen mit dem Neptolem den ganzen Mann kennen gelernt haben, von Seiten seiner Empfindsamkeit über den Fall anderer Helden, von Seiten seines beharrlichen Heldenthums, seiner Sehnsucht nach menschlichem Umgange, seines gerechten Zorns wider Ulysses u. s. w. nachdem er die neue Verfolgung seiner Feinde gehört, den Neptolem erweicht zu haben glaubt, und seine Hoffnung, allen Kummer auf einmal los zu werden, auf das höchste gestiegen ist. Es ist ihm nichts übrig, als dem Prinzen auf das Schiff zu folgen. Nun überfällt ihn auf einmal die schreckliche Anwandlung seiner Schmerzen; er schweigt still, und wird bestürzt. Seine grösste Angst ist immer, Neptolem werde aus Abscheu und Ekel seinen Voratz ändern, und ihn zurücklassen. Er sucht daher die Schmerzen zu verbeißen, so lange bis sie auf den höchsten Grad gestiegen sind. *Was ist dir?* fragt Neptolem. Philokt. *Nichts böses, mein Sohn, gehe nur.* Nept. *Wandelt deine Krankheit dich an?*

le zeigt. Sein auf gutes Glück herumirrender Held wird an eine Küste geworfen, wo die

[Thu dir nicht Gewalt an, deine Schmerzen zu verbergen.]

Philokt. *Ich, nein gewiss! Im Gegentheil, ich empfinde Erleichterung.* (bey Seite) *O Götter! Nept. O Philoktet, warum rufst du seufzend die Götter an? Philokt. Um ihren gnädigen Beystand zu der bevorstehenden Reise — Ach, wehe, ach, ach! Nept. Du leidest, warum willst du mirs nicht sagen? warum so zurückhaltend? Man sieht es dir an, du wirst gepeinigt. Nun nimmt der Schmerz überhand, länger kann er es nicht aushalten. Ach ich bin verloren, mein Sohn! ich werde außer Stand seyn, mein Uebel länger vor euch zu verbergen — O Himmel! — es tobt, es tobt durch meine Adern — u. s. w.* Aber mitten unter diesen entsetzlichen Martern, läßt der Dichter seine Furcht vor der Zukunft hervorbrechen: *Entsetzlich, unaussprechlich, schreyt er, ach, habe Mitleiden! Nept. Wohl, was soll ich denn thun? Philokt. Ach, verlaß mich nicht aus Grauen! Ich muß es sagen, diese Krankheit, sie kommt zu gewissen Zeiten wie ein verirrter Wanderer wieder. O! Jener bezeugt sein Mitleiden. Sogleich unterdrückt dieser wieder das Gefühl seiner Schmerzen, versichert Neptolemen, daß sie bald vorüber seyn werden, überreicht ihm den Bogen, und beschwört ihn bey allen Göttern, wenn die Feinde kommen sollten, weder durch List noch durch Gewalt sich die Waffen nehmen zu lassen. Neptolem verspricht es ihm, und wünscht, daß die Götter sie bald nach ihrem bestimmten Ziele bringen möchten. Nun wird auf einmal der Anfall wieder heftig, und das erste, was der Unglückliche ausstößt, ist: Ach! mein Sohn, ich fürchte, unser Wunsch wird nicht erhört! Meine Wunde fängt wieder an zu fließen, ein schwarzes verdorbenes Blut sprühet tief hervor. — O Fuß, was machst du mich leiden! — — Ach es schleicht heran, hier, es kommt immer näher! — — O ich armer Mann! — — Nun habt ihr es — — aber verlaß*

Leute eben mit der Erbauung einer Stadt beschäftigt sind. Weder er noch seine Gefährten

mich dennoch nicht! — Wehe mir, wehe! — — Ha, Ulysses, möchte dieser Schmerz dein Herz zerreißen! — — Ach Götter, Götter, Götter, wie grausam wieder! O ihr beyden Heerführer, o Agamemnon, o Menelas! Hättet ihr an meiner Stelle so lange diese schrecklichen Uebel erduldet? — u. s. w. Neptolem wird gerührt und seufzt über das Elend. *Nein, mein Sohn*, unterbricht ihn der Held, *fasse dich! Diese Anfälle sind grausam, doch gehn sie bald vorüber. Aber, o ich flehe dich, verlaßs mich nicht!* Noch einmal, hier ist nichts weniger, als bloßes thierisches Leiden; hier ist die Besorgniß, die süße Hoffnung, nach dem Vaterlande zurückzukehren, auf einmal zu verlieren; hier ist brennende Begierde, an den Stiftern des ganzen Uebels, den beyden Atriden und dem hinterlistigen Ulysses, sich gerächt zu sehen, die herrschende Empfindung. Dazu kommt noch von Seiten des Zuschauers, der von den Ränken, mit welchen Neptolem schwanger gehet, unterrichtet ist, die Furcht, daß dieser sie zur Ausführung bringen werde. Und wir werden daher zu gleicher Zeit, da das Leiden Philoktets uns Seufzer auspreßt, von einer frohen Empfindung durch den Sohn Achills überrascht, da wir ihn, weniger abgehärtet als seinen Begleiter Ulysses, mit uns erweicht finden, und zu dem Unglücklichen sagen hören: *Es wäre unmenschlich, o Philoktet, wenn ich ohne dich ginge.* Diefs sey genug. Herr Herder, oder wer sonst der vortrefliche Verfasser der *kritischen Wälder* feyn mag, hat eben diesen Gegenstand weitläuftiger auseinander gesetzt, und überhaupt die Schönheiten dieses griechischen Meisterstückes, mit einer besondern philosophischen Sarsinnigkeit zergliedert. Auch hat Herr Lessing, in Ansehung des Decorums, wider das Smith den Philoktet so sehr anstößig findet, den griechischen Dichter hinreichend gerechtfertigt.

kennen die Einwohner und das Schicksal, das sie von ihnen zu erwarten haben. Aber seine Göttin führt ihn unsichtbar durch die Stadt, in einen prächtigen Tempel der Juno. Er sieht Künstler darin beschäftigt — sieht Gemälde — Vorstellungen von Unglücksfällen anderer Menschen, darunter auch Vorstellungen von den seinigen — Auf einmal entfällt ihm alle Furcht, und er muntert seine Gefährten auf:

sunt lacrymæ rerum et mentem mortalia tangunt,

wir sind in keiner Barbaren Hände gefallen; hier sind Menschen, die Künste lieben, denen das Schicksal Anderer zu Herzen geht — wir sind geborgen — hier müssen unsere Umstände eine andere Gestalt bekommen. — Es ist unleugbar, daß dieser Schluss sich auch umkehren läßt, daß da, wo Menschlichkeit und gefellige Empfindung vorhanden sind, Geschmack an Werken der Schönheit Statt finden muß. Dieß brauchen wir nicht erst durch die Geschichte verfloßener Jahrhunderte zu bestätigen; wir finden es in dem unfrigen durch die

Geschichte manches Volkes genugsam bewiesen. Je gefitteter und menschlicher ein vor kurzem noch rohes, ungebildetes Volk täglich wird, desto mehr fangen Künste und Wissenschaften an, sich unter ihm zu verbreiten, und es wird aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange hin seyn, daß es in beyden seinen Nachbarn den Vorzug streitig macht.

Noch mehr: die Verwandtschaft zwischen Gefelligkeit und Geschmack ist so stark, daß sogar im Genuße die deutlichsten Spuren davon sich entdecken lassen. Die Lust am Schönen hat dieses vor jeder anderen sinnlichen Lust zum voraus, daß sie mittheilend ist. Der Genuß der andern Vergnügungen pflegt gemeiniglich so beschaffen zu seyn, daß der Gegenstand dadurch verbraucht wird; und in so fern ist er immer ausschließend. Meiner Sättigung muß gar kein, oder nur ein geringer Abbruch geschehen, wenn ich mich nach dem Mitgenusse Anderer sehnen soll; aber die Ergötzung an der Schönheit bleibt nicht nur durch den Nebengenuss vieler Menschen unvermindert, sondern meine eigene wird so gar dadurch unge-

mein erhöht. Diefs letzte ist ein wichtiger Umstand, der die Vergnügungen des Geschmacks selbst von den Vergnügungen der höheren Geistesfähigkeiten unterscheidet. Wenn ich eine noch nie bekannte und sehr wichtige Wahrheit entdecke, so sehne ich mich, sie meinen Mitmenschen bekannt zu machen, theils, damit sie des daraus entspringenden Nutzens theilhaft werden mögen, theils, damit sie mich, den Erfinder, für ihren Wohlthäter erkennen sollen; aber das reine Vergnügen, das die Entdeckung einer Wahrheit mit sich führt, empfängt durch diese Mittheilung keinen Zuwachs. Diefes war, in dem ersten Augenblick der Entdeckung, bey mir im lebhaftesten Grade, und es nimmt nicht ab, wenn jene auch nachher von der ganzen Welt verkannt wird. Die Glückseligkeit, einen so tiefen Blick in die Bewegung des Weltsystems gethan zu haben, hat *Kepler'n*, allem Vermuthen nach, alles was er darüber leiden mußte, erträglich gemacht; so wie die Barbarey und Unwissenheit seiner Zeitgenossen jene angenehme Empfindung ihm nicht um das Mindeste verkleinert haben wird. Allein

wenn ich eine Schönheit in der Natur oder in der Kunst ausfindig mache, so ist das erste, wornach ich mich bey meiner auffallenden Freude fehne, eine Menge Mitempfindender um mich zu haben, die ich aufmerksam machen kann; und je gröfser die Menge wird, je lebhafter der Eindruck auf sie ist: desto lebhafter und stärker wird auch mein Genuß. Ich kann in dem prächtigsten und künstlichsten Garten bisweilen mich allein wünschen, wenn ich einer Untersuchung nachhange, bey der ich ungestört seyn will; aber wenn ich mich an feinen Schönheiten ergötzen will, so halte ich es allein nicht aus: ich verschiebe lieber den Genuß auf eine andere Zeit, bis ich mit mehr Gesellschaft dessen froh werden kann. Das schönste Trauerspiel, von den besten Schauspielern aufgeführt, kann sehr wenig gefallen, wenn man der einzige Zuschauer auf dem Parterre ist. Je gedrängter man steht, je mehr thränende Augen man um sich sieht, je mehr Schluchzen man aus allen Winkeln vernimmt; desto schöner und rührender wird uns das Stück, mit desto mehr Zufriedenheit gehn wir

nach Hause. Ich habe dieses verschiedene mal an mir selbst erfahren; und in einem Orte, wo die trefflichsten Stücke von den wenigsten besucht werden, kann es niemanden an Gelegenheit fehlen, diese Erfahrung häufig zu machen. — So sehr sind die Vergnügungen des Geschmacks an Gefelligkeit und Sympathie gebunden, daß ich glaube, wenn nur ein einziger Mensch in der Welt wäre, der für die Schönheit Empfindung hätte, er die schönsten Bildergallerien und die künstlichsten Bildsäulen, womit ihm etwa eine Gottheit ein Geschenk machte, endlich mit den gleichgültigsten Augen ansehen würde; so wie der geschmackvollste Mensch, wenn sein unglückliches Schicksal ihn auf eine Insel zu einer ewigen Trennung von allem Umgange mit dem menschlichen Geschlechte verdammt, an nichts weniger Ergötzung finden würde, als an den Schönheiten der Natur. Die rosenfingrichte Morgenröthe und der bestirnte Himmel haben für ihn keinen Reiz mehr. Mit nachlässigen Blicken liegt er unter diesem ausgestreckt, gleich dem müßigen Wilden, der keine Bedürfnisse mehr kennt,

keine

keine Wünsche mehr zu erfüllen hat, so bald sein Hunger gestillt, und sein Durst gelöscht ist.

Viertens der *Ueberflufs*. Ein Volk hat Ueberflufs, wenn seine Verfassung von der Art ist, daß es weniger Kräfte bedarf, um sich die ersten Nothwendigkeiten anzuschaffen. Es pflegt alsdann auf drey verschiedenen Wegen auszuarten: entweder läßt es die übrigen Kräfte alle ungebraucht, und geräth in den Zustand der *Trägheit* und der thierischen Wildheit; oder es wendet sie an, um die groben sinnlichen Begierden mehr und mehr zu erweitern, und verfällt in die *Schwelgerey*; oder auch, es sucht sich die Vergnügungen höherer Art anzuschaffen, und die Neigungen des feinern sinnlichen Genusses auszudehnen: alsdann herrscht unter ihm der *Luxus*. Der Ueberflufs ist einer von den wichtigsten Umständen, wodurch der Wachs-
thum des Geschmacks befördert wird. Denn ob er gleich keinen unmittelbaren Einfluß auf die Fähigkeiten hat, die zu demselben erfordert werden, so wird doch dadurch ein sehr erhebliches Hinderniß aus dem Wege geräumt, welches die Anwendung dieser Fähigkeiten auf

Gegenstände des Geschmacks, der Seele un-
 gemein schwierig macht, nemlich die *Dürftigkeit*.
 Die Bedürfnisse des Menschen, (ob schon im
 genauen Verstande, ohne Unterschied, die Be-
 friedigung jeder in ihm vorhandenen Neigung
 Bedürfnis ist) stehen dennoch in einer sehr
 abgemessenen Unterordnung unter einander.
 Diejenigen, die von Seiten des Körpers kom-
 men und zu dessen Erhaltung nothwendig
 sind, fordern am ersten und am ungestümsten
 seine Thätigkeit zu ihrer Befriedigung auf. Die
 Natur hat die Unterdrückung oder die Ver-
 nachlässigung derselben mit der Empfindung
 des Schmerzes verknüpft, die sich des Men-
 schen ganz bemeistert und ihn gegen die Stim-
 me jedes andern Verlangens betäubt.

Οὐ γάρ τι συγερῇ ἐπὶ γαστέρι κύντερον ἄλλο

Ἐπλετο, ἥτ' ἐκέλευσεν εἰς μνήσασθαι ἀνάγκη,

läßt Homer seinen Ulysses in der Versammlung
 beym Alkinoos sagen. — Nun haben zwar die
 Weltweisen aller Jahrhunderte sich Mühe ge-
 geben, die Genügsamkeit der Natur zu rühmen,
 und die wenigen Kräfte anzuzeigen, die der
 Mensch nöthig hat, um die ersten Bedürfnisse

zu befriedigen; allein sie verstehen es gemeiniglich darin, daß sie den Menschen als ein einzelnes Naturgewächs, abgefondert von allen Nebengeschöpfen, und außer aller Verbindung mit einem andern Individuo betrachten. Wenn dieser dann nichts bedarf, als seinen Hunger und seinen Durst zu stillen, und sich vor der Kälte zu schützen, so sind freylich seine ersten Bedürfnisse sehr geringe, und die Natur sorgt dafür, daß sie mit weniger Mühe von ihm befriedigt werden; allein nicht so eingeschränkt sind sie bey dem Menschen außer diesem unnatürlichen Naturstande. Die ersten Bedürfnisse des Menschen als Vater, als Kind, als Ehemann, als Glied einer Gesellschaft, erstrecken sich weiter, als auf Hunger und Durst. Die Erwerbung eines gewissen Grades von Ansehn, Achtung, Liebe und Zuneigung, ist ihm nicht minder dringend; ohne sie kann er freylich sein Pflanzenleben dennoch fortsetzen, aber nicht den Posten bekleiden, der ihm von der Natur angewiesen ist, nicht das Leben des Menschen leben. Und mit der Ertheilung dieser geht die Natur etwas karger zu Werke; es

wird schon ein günstiger Blick des Schicksals erfordert, wenn die Mittel dazu ohne Verwendung vieler Kräfte herbeygeschafft werden sollen. Nach diesen folgen in dem Range der Nothwendigkeit diejenigen Neigungen, welche auf die Gegenstände des Herzens, auf die welche in einer genauen Verknüpfung mit uns stehen, sich beziehen. Erst müssen wir der Quaal der unglücklichen Geliebten, des hilflosen Kindes und des nothleidenden Freundes abgeholfen wissen, ehe unser Gemüth nach jenen feinern Ergötzungen, die aus den Gegenständen des Geschmacks entspringen, sich fehnt. Der Mangel dieser ist als ein bloßes Nichtseyn von etwas Positivem anzusehen, und kann daher mit dem Zero verglichen werden. Hingegen gleichen die unbefriedigten Neigungen der ersten Art wahren Beraubungen: sie sind etwas Negatives, und müssen durch *minus* ausgedrückt werden. Es ist also sehr natürlich, daß das Verlangen der Seele erst dahin gehet, des schmerzhaften Gefühls von wahren Beraubungen sich zu entledigen, ehe sie nach Erwerbung neuer Positionen strebt. Man führe mir

nicht das Beyspiel mancher Menschen an, welche sich nicht selten dieser ersten Nothwendigkeiten entschlagen, und ungestört den feinem Vergnügungen des Geistes nachhängen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem einzelnen Menschen, und einem ganzen Volke. Jener sieht oft in dieser Geistesbeschäftigung das sicherste Mittel, die Befriedigung jener Bedürfnisse auf eine bequemere Weise erlangen zu können; er entbehrt diese willig auf einige Zeit, damit er sie einst durch die Ehre, den Ruhm und die Fähigkeiten, die er sich erwirbt, desto weniger zu entbehren nöthig haben soll. Dieses findet bey einem ganzen Volke nicht Statt. Wenn dieses unter der Last der ersten Sorgen erliegt, und seine heutige Mufse mit der Erholung der Kräfte zubringen muß, die es morgen von neuem wieder zur Abhelfung der dringenden Bedürfnisse wird anstrengen müssen: so läßt das niedergeschlagene Gemüth keinen Trieb nach feinem Ergötzen des Geistes aufkommen, und jedes aufkeimende Genie, das durch Erfindungen neuerer Art von Vergnügen sich hervorthun will, muß als

der Schöpfer neuer Bedürfnisse, folglich als Störer der Ruhe, von dem Volke unterdrückt werden. Ist aber ein Volk über diese ersten Nothwendigkeiten hinweg, so können leichtlich äußere hinzukommende Umstände seinen müßigen Kräften eine solche Wendung geben, daß sie auf Ergötzungen der Schönheit verfallen, und von allen Seiten auf Gegenstände des guten Geschmacks ihre Thätigkeit anwenden. Und nur der Mangel dieser äußern Umstände kann auf einige Zeit die gänzliche Unthätigkeit, oder die viehische Schwelgerey zur Folge des Ueberflusses machen. Aber bey einem sonst gefitteten Volke kann dieses nicht von langer Dauer seyn. Das Beyspiel seiner Nachbarn, oder der aufwachende Ehrgeiz einiger seiner Glieder, die in der Wahl ihrer Vergnügungen sich unter den übrigen hervorthun wollen, bringen, früher oder später, den Geist des ganzen Volkes in Gährung. Man wetteifert bald um den Besitz des prächtigsten Pallastes, der schönsten Gemählde, der künstlichsten Bildsäulen. Die fähigern Köpfe unter ihnen bemühen sich, theils um sich Bequemlichkeit

des Lebens zu verschaffen, theils um Ansehn und Achtung bey der Nation zu erlangen, für sie zu arbeiten. Es entstehen Dichter und Künstler. Die besten unter diesen werden erhoben und als Wohlthäter des Staats besonders hervorgezogen; ein neuer Grund zur Bewerbung um den guten Geschmack. Fremde Künstler schlagen bey ihm ihre Wohnstätte auf, es entsteht endlich eine Schule des guten Geschmacks, es werden Fremde herbeygezogen, um sich da zu bilden. Dadurch empfängt der Ueberfluß des Landes einen Zuwachs, mit ihm seine Folge, der gute Geschmack; und so unterstützen *Luxus* und *guter Geschmack* einander wechselsweise. Keiner von ihnen kann bey einer Nation ohne den andern sich lange erhalten.

Fünftens das *Klima*. Ist es ausgemacht, daß die verschiedene Luft, die der Mensch einathmet, und die verschiedene Witterung und Sonne, denen er ausgesetzt ist, großen Einfluß auf seine *Komplexion* und sein *Temperament* haben: so läßt sich wohl vernünftiger Weise nicht daran zweifeln, daß eben dieser

Einfluß sich auf dessen *Naturell* und *Charakter* erstreckt, d. i. auf dessen Gemüthskräfte und auf die Art, sie anzuwenden. Die Eindrücke der äußern Gegenstände können unmöglich bey dem melancholischen Temperamente von gleicher Lebhaftigkeit seyn, wie bey dem sanguinischen; auch der Urtrieb der Seele zur Thätigkeit bey dem phlegmatischen nicht von solcher Wirksamkeit, wie bey dem cholertischen. — Man erlaube mir, es für überflüssig zu halten, daß ich mich, gleich dem französischen Kunstrichter *Dübos*, in die Entwicklung einer besondern Hypothese einlasse, wie die Luft, vermittelt der Ausdünstungen der Erde, oder der unsichtbaren Insekten, solche Veränderungen im Körper und im Gemüthe zuwege bringen kann. Genug, es ist einmal so das Verbindungsgesetz zwischen Körper und Seele, daß jede Art Spannung der Fasern, Empfindlichkeit der Nerven, Dichtigkeit des Bluts und dessen Bewegung die Seele zu eigenthümlichen Ideen, Neigungen, Gefinnungen und Aeufserungen der Kräfte bestimmen, die sich verändern, so wie die Beschaffenheit jener Um-

stände, durch äußere oder innere Urfachen, Veränderungen leiden. Dieß lehrt uns der entgegengesetzte Charakter der Völker von verschiedenen Himmelsgegenden. *) Dieß lehrt uns die Verwandlung des Naturells bey einem und demselben Menschen, mit dem Alter, und mit der Veränderung des Himmelsstriches. Dieß lehrt uns endlich die tägliche Erfahrung bey uns selbst, da unsere Laune und Neigung zur Thätigkeit überhaupt oder zu gewissen Gegenständen, so sehr von dem Wechsel der Jahreszeit, der Witterung und der innern Disposition des Körpers abhängen. — Man siehet aber wohl ohne mein Erinnern, welches schwierige Unternehmen es wäre, den Grad von Trockenheit oder Feuchtheit der Luft, von Sonnenwärme, von Heiterkeit oder Trübheit des Himmels anzugeben, welcher dem blühenden Zustande der Künste und Wissenschaften am angemessensten ist. Um diesen *a priori* zu bestimmen, kennen wir zu wenig die innere Beschaffenheit dieser

*) Die Geschichte zeigt uns sogar eine ungeheure Verschiedenheit zwischen Völkern, die nicht weit von einander entfernt sind, aber wegen Gebirge, die sie von einander trennen, eine

Umstände, und die besondere Wirkungsart jeder körperlichen Veränderung auf die Seelenfähigkeiten; und die Erfahrungen sind zu mannichfaltig, zu verwickelt und zu trüglich, um aus den wirklichen Fällen ihn kennen zu lernen. Die Urfachen der Naturbegebenheiten sind fast nie einfach, es ist immer ein Zusammenfluß von vielen, die an einer Erscheinung Antheil nehmen, so, daß es das menschliche Vermögen übersteigt, die Gröfse des Antheils einer jeden festzusetzen. Wenn unter den Einwohnern einer kalten Himmelsgegend zu gleicher Zeit Mangel an den ersten Nothwendigkeiten, Wildheit der Sitten und Ungefelligkeit herrschen, wer kann es zu bestimmen wagen, wie viel das Klima, oder jede von den übrigen Urfachen, zu der Verderbnis des guten Geschmacks beyträgt? Indessen, so viel scheint doch die eingeschränkste Kenntniss der Natur uns zu lehren, daß unter allen ihren entgegengesetzten Beschaffenheiten keines der verschiedene Luft einziehen. Die *Böotier* und die *Athenienser* waren bloß durch den Berg *Cithäron* von einander getrennt; gleichwohl waren die ersten berufene Dummköpfe, und die letzten das geistreichste Volk auf dem ganzen Erdboden. Eben so

äußersten Enden unsern Kräften zuträglich sey. Beyde, die strengste Kälte und die größte Hitze, stehen der freyen Entwicklung der Seele in Wege. *Jene* verhärtet die Fasern unsers Körpers in übermäßigem Grade; sie werden daher gegen leichte Eindrücke von äußern Gegenständen nicht genug empfindsam. Auch muß der Mangel an Nachgiebigkeit sie verhindern, von dem Stosse der flüssigen Theile in unserm Körper gehörig ausgedehnt und entfaltet zu werden. Die Bewohner der kalten Himmelsgegenden sind daher zur Thätigkeit und Anstrengung sowohl des Geistes als des Körpers aufgelegt, aber der feinern Empfindsamkeit und der zärtlichen Gefühle in einem geringern Grade fähig. *Diese* hingegen verdünnet die flüssigen Theile zu sehr, und macht sie flüchtig, und in eben dem Verhältnisse erschlaft sie die festen; durch die schwächende Eigenschaft der Wärme an sich sowohl, als durch die starke Ausdünstung, und sagt *Livius* von den *Lateinern* und den *Römern*, daß sie sehr leicht zu unterscheiden gewesen wären. Jene waren groß und stark; diese klein und schwach. Die Gebiete von *Rom* und *Latium* aber gränzten fast an einander.

wie *Falconer* richtig bemerkt, durch die vermehrte Absonderung der Galle, der es bey ihrer Vermischung mit dem Blute eigen ist, Widerwillen gegen alle Anstrengung körperlicher und geistiger Kräfte hervor zubringen. Es kann also den Völkern der heißen Zone nicht an lebhafter Empfindlichkeit gegen sanftere Eindrücke fehlen; dagegen müssen sie unfähig seyn, die dauerhaften lange zu ertragen, und besondere Anstrengungen des Geistes auszuhalten. Trägheit ist daher ein Hauptcharakter der Indianer. *) Da nun, wie aus dem Obigen zur Genüge erhellt, zu dem guten Geschmacke beydes erfordert wird, lebhafte Empfindsamkeit und anhaltende Vorstellungskräfte; so wird auch keines der äufferst entgegengesetzten Klimas der Kultur desselben günstig, sondern der temperirte Boden, wo die Entgegen-

*) „Die Indianer glauben, daß Ruhe und Nichts oder das „Leere der Ursprung und das Ende aller Dinge sey. Sie be-
 „trachten den Zustand der Unthätigkeit als den vollkommensten
 „und wünschenswürdigsten, und geben daher dem höchsten We-
 „sen den Namen des Unbeweglichen. Die Einwohner von
 „Siam halten es für die höchste Seligkeit, keine Maschine bele-
 „ben und den Körper nicht bewegen zu dürfen. Ruhe ist
 „das höchste Gut das sie kennen, und nichts setzt sie mehr

setzung die geringste ist, zu seinem Aufkommen der fruchtbarste seyn. Die goldene Mittelstrasse ist der eingeschränkten Menschheit, bey allen Gelegenheiten und Unternehmungen, immer die angemessenste.

Sechstens, die *Regierungsform*. Der ganze Unterschied der Regierungsformen läuft auf die verschiedene Art und den verschiedenen Grad von Einschränkung hinaus, welche der willkürlichen Ausübung unsrer Kräfte gegeben wird. Diejenige, welche der Erfüllung unsrer Bestimmung die wenigsten Hindernisse in den Weg legt, d. i. diejenige, welche die Bearbeitung unsrer Fähigkeiten nach der Regel der höchsten Glückseligkeit am wenigsten schwierig macht, ist unstreitig an und für sich die beste; und auch die beste in Ansehung des guten Geschmacks. Es ist unmöglich, daß in einem

„in Verwunderung, als wenn sie sehen, daß die Europäer zum
 „Vergnügen Leibesübungen vornehmen, weil sie nicht begrei-
 „fen können, wie jemand, dem es frey steht, still zu sitzen, her-
 „umspazieren kann. Den nemlichen Hang zur Ruhe findet man
 „bey den Einwohnern von Otaheite und bey den Arabern.“

Falconers Bemerkungen über den Einfluss des Himmelsstrichs, der Lage, natürlichen Beschaffenheit und Bevölkerung eines Landes, u. s. w. S. 18.

vollkommen despotischen Staate der gute Geschmack blühen kann. Sie werden erstickt, die Seelen der Sklaven, die wegen der Einfälle des Tyrannen in beständiger Furcht leben, von dessen augenblicklichen Launen und übler Verdauung es abhängt, diesen aus der Welt zu schicken, jenen von der hohen Stufe, zu welcher er durch Verdienste und Arbeitsamkeit gelangt ist, auf einmal in den Staub zurück zu werfen, und unter den Augen eines Dritten die Lieblinge seines Busens zu zertreten. Wie kann da ein menschlicher Geist sich noch unerschüttert erhalten, und sich ungestört an Vergnügungen der höheren Seelenkräfte ergötzen, den feinem Gefühlen nachhängen, und sein Gemüth an Gegenständen der Empfindung weiden? Wer darf sich unterstehen, einen schönen Pallast oder ein schönes Gemälde zu besitzen, wenn der Tyrann oder sein Günstling sie nicht schöner besitzt? Wer kann einen freyen Schwung in einem Gedichte wagen, das nicht das Lob des Herrn enthält und seinen barbarischen Leidenschaften das Wort spricht? — Das einzige Glück dieser Unglücklichen ist;

wenn sie ihren Wirkungskreis so sehr als möglich einziehen, wenn sie sich auſer Verbindung mit allen übrigen Gegenſtänden ſetzen, und die ganze Urkraft ihrer Seele dahin konzentriren, die Thätigkeit aller einzelnen Kräfte immer nach der Willkühr des Oberherrn ſtimmen zu können. Ihre größte Glückſeligkeit wäre, wenn ſie es bis zur viehiſchen Dummheit bringen könnten! —

Hingegen iſt diejenige Regierungsart, wo der Regent nicht zum Erfinder neuer Geſetze, ſondern zum Ausüber derer beſtellt iſt, welche ihm vom Volke zur Beförderung ſeiner Glückſeligkeit überreicht worden ſind, für das Wirkungsvermögen des Geiſtes die beſte, die Ausübung mag einem Einzigen oder Vielen, auf immer, oder auf einige Zeit übertragen ſeyn. In den Republiken ſowohl, als in den Monarchieen (wenn übrigens nur die Natur ſie in Anſehung der erſten Nothwendigkeiten nicht ganz unbegünſtigt geſaſſen hat,) iſt Ehre das groſſe Trieb-
rad, das die Kräfte des Volkes in Thätigkeit erhält; denn zu dieſer gelangt es durch Verdienſte, durch Handlungen, welche nicht den aus-

schweifenden Begierden eines oder einiger Menschen schmeicheln, sondern das Wohl des Ganzen befestigen. Dem Monarchen, einem einzigen Menschen, muß die Regierung eines so wichtigen Körpers nothwendig zu schwer seyn; er muß Leute von Verdiensten zu Gehülften haben, und von so verschiedenen Verdiensten, als verschiedene Räder es giebt, die zur Glückseligkeit des Staates in Bewegung gesetzt und im Gange erhalten werden müssen. Und die Belohnungen, die er ertheilt, können nichts anders, als Ehre seyn. Ein Band, ein Titel, eine Ehrensäule, dieß sind die Triebfedern des großen Mannes in der vollkommenen monarchischen Regierung. In einer Republik muß durchaus nach Verdiensten gestrebt werden, wenn man auf die Wahl des gemeinen Wesens Anspruch machen will; und die Ehre erfolgt alsdann auf große Handlungen von selbst: sie ist die Stimme des Volkes. Diese Ehre aber dehnt sich allmählich über alle Geistesfähigkeiten aus, von denen, deren Ausübung mit dem Wohl des Staats in der unmittelbarsten Verknüpfung stehet, bis zu denen, die nur eine
ent-

entfernte Beziehung darauf haben. Der eine erlangt sie durch die Tapferkeit seines Arms, mit welchem er den Feind zurück getrieben hat; ein zweyter durch ein Gedicht, in welchem er diese That am künstlichsten lobt, und folglich Andere zu gleichen Handlungen aufmuntert; ein dritter durch sorgfältige Zergliederung der Schönheit dieses Gedichtes, wodurch Andere gleichfalls gereizt werden, die Wohlthäter des Vaterlandes zu befangen. Eben so geht es mit den Künsten. Eine Seelenkraft muntert immer die andere auf, so lange bis unter den Theilen der ganzen Staatsmaschine die größte Thätigkeit in der vollkommensten Harmonie entspringt. Ueberhaupt, sobald der Trieb nach Ehre bey einer Nation aufgeweckt wird, so kann man sicher darauf rechnen, daß die groben eigennützigen Begierden, die härtesten Feinde des guten Geschmacks, unterdrückt werden, und die feinern edlern Gefühle sich von allen Seiten ausbreiten.

Trift es sich sogar, daß der Monarch selbst einen für Künste und Wissenschaften gebildeten Geist besitzt und sie liebt: dann kann der

gute Geschmack in einer kurzen Zeit sehr große Fortschritte machen. Das Vorurtheil des Ansehens war von jeher das mächtigste unter den Menschen. Immer ist ihnen die Schwachheit eigen gewesen, so viel als möglich den Großen nachzuahmen, in ihren Tugenden und in ihren Lastern, selbst in ihren Eitelkeiten. Die Großen sind es, welche die Mode in den Kleidungen, den Ton in der Aussprache, und die Wahl in den Ergötzungen angeben. An Alexanders Hofe soll alles mit hohen Schultern gegangen seyn: nicht, wie man glaubt, um seinen Fehler dadurch zu verbergen; (denn er wird gewiß auch, außer seinen Leuten, wohlgewachsene Menschen zu Gesichte bekommen haben;) sondern weil seine Leute eine hohe Schulter für die Eigenschaft eines großen Mannes hielten. Als Ludwig XIV sich die Fistel des Hintern schneiden liefs, kam wie Monsieur Petit selbst erzählt, eine Menge Hoffschranzen zum königlichen Wundarzt, um an sich dieselbe Operation machen zu lassen. Dieses Vorurtheil hat seinen guten Grund in der Seele. Der Mensch vermischt sehr häufig das Wesent-

liche eines Dinges mit deffen Zufälligkeiten, und die Verknüpfung der Ideen macht ihm den Uebergang von einem zu dem andern ungemein leicht. Daher darf ihm nur ein Gegenstand von einer Seite besonders gefallen, so gefällt er ihm von allen Seiten, wenn diese auch mit jener in gar keiner Verbindung stehen; so wie umgekehrt das Schlechte und Unangenehme, das ihm bey einem seiner Theile vorzüglich auffällt, ihn gegen das Vortreflichste in den übrigen blind macht. Aber dieses Vorurtheil kann, so wie jedes andere, bisweilen erspriessliche Folgen haben. Wenn der Himmel ein Reich mit Großen von menschlichen Empfindungen, großmüthigen Gefinnungen und Liebe zu Künsten und Wissenschaften gesegnet hat: so mag das Volk immerhin blindlings aus Mode ihnen darin nachäffen; unvermerkt werden Tugend und guter Geschmack unter ihm Wurzel fassen, und es zum glücklichsten der Völker machen!

Was ich oben von den Republiken gesagt habe, muß man keinesweges auf manche unter uns so genannte freye Regierungen anwenden

wollen, in denen der Zustand der Künste und Wissenschaften ungeachtet ihres Namens nicht gerade der blühendste ist. Eingeschränkt, ohne sich auf dem großen Schauplatze besonders hervorthun zu können, erhalten sie sich mitten unter ihren mächtigern Nachbarn. Den Schein der Freyheit, dessen sie genießen, haben sie bloß dem Mangel der wirklichen zu verdanken; die geringste Mine, diesem abzuhelpen, würde sie gewiß auch um jenen bringen. Wenn nun außerdem die Staatsverfassung nicht gerade die Verdienstvollsten und die größten Genies, sondern die Reichsten und Angesehensten an dem Ruder verlangt; wenn Tapferkeit eine unbrauchbare Tugend, und Vaterland ein leerer Name ist; wenn es keine Fähigkeit giebt, durch deren Erweiterung man sich um die Nation verdient machen, und eine Ehrensäule erwerben kann: was bleibt dann noch übrig, das den menschlichen Geist anspornen sollte, seine Kräfte frey aus einander zu falten und ihnen einen Schwung zu geben? — Dazu kommt noch der Vortheil, dessen die Republikaner von den nothwendigen

Einschränkungen ihrer monarchischen Nachbarn in Ansehung des Handels genießen. Dieser macht, daß das Gewinnen, das unaufhörliche Vergrößern des Vermögens, der wichtigste Gegenstand des Verlangens bey ihnen wird, wozu sie nun die Jugend erziehen, wonach sie den Werth des Bürgers bestimmen. Der weiseste Mann heist der, welcher seine Kapitalien zu den höchsten Procenten ausbringt. Der größte Mann ist der reichste, und unter Freundschaft versteht man die Unterhaltung eines Briefwechsels in Handlungsgeschäften. Nichts aber ist dem guten Geschmack und dem Vergnügen der feinern Gefühle mehr zuwider, als der Geist der Plusmacherey. Dieser gewöhnt das Gemüth allmählig bey jedem Gegenstande zu untersuchen: *was hat er für baaren Nutzen? was bringt er?* Er gewöhnt es, wie ein französischer Weltweiser bemerkt, nach der genauesten Berechnung zu fühlen, zu genießen und thätig zu seyn. Die Debetseite muß mit der Creditseite immer gehörig Balance halten — und so müssen nothwendig die edleren uneigennützigten Fähigkeiten des Men-

schen in Fesseln geschlagen werden. Keine kann es wagen, einen Schritt aus den sie umgebenden Schranken hinaus zu thun! *)

Dieses sind, meines Erachtens, die vornehmsten Stücke, worauf es bey ganzen Völkerschaften in Ansehung des guten Geschmacks ankommt; alles Uebrige, was sonst noch Einfluss auf denselben haben könnte, als die Erziehungsanstalten, öffentliche Spiele, Lustbarkeiten u. f. w. kann immer unter eines von diesen gebracht werden, oder ist selbst eine Folge des bereits herrschenden guten Geschmacks. Je günstiger nun das Schickfal gegen ein Volk in Betracht der erwähnten Hauptumstände ist; je mehrere derselben und in einem je vollkommnern Grade es sie ihm ertheilt hat: desto blühender und vollkommener muß der gute

*) Ich rede von einer Nation, bey welcher der Handelsgeist eingerissen ist, nicht von einzelnen Personen. Es wäre ungereimt, diese beyden mit einander zu verwechseln. Die Erfahrung hat uns von jeher und allenthalben würdige Männer dieses Gewerbes gezeigt, welche wahre Wohlthäter des Staates, Beförderer der Künste und Wissenschaften, und selbst Geliebte der Musen waren, und deren Geschichte vielleicht nicht minder verdient hätte, der Welt als ein Muster aufbehalten zu werden, als die Geschichte manches Feldherrn.

Geschmack bey ihm seyn; und so umgekehrt. Eine genaue Berechnung unter den Einflüssen dieser Umstände anzustellen, um darnach das Verhältniß zwischen dem Geschmacke verschiedener Nationen im voraus bestimmen zu können, übersteigt die menschlichen Kräfte. Dazu wird genaue Kenntniß des Grades von Antheil erfordert, den ein jeder Umstand an dem Geschmacke hat. Und woher diese? woher, wenn keiner von ihnen je in der Natur sich allein bey einem Volke fand? Aber genug, die Vernunft zeigt sie uns als die nothwendigen Bedingungen des guten Geschmackes an, und die Geschichte der Künste und Wissenschaften bestätigt es, daß diese immer ihre Wohnstätte da aufschlugen, wo jene am vollkommensten anzutreffen waren. Doch bisweilen trennten

Der Verfasser des *Phaedon* und Uebersetzer der Psalmen war ein Seidenfabrikant; und noch habe ich schon seit vielen Jahren das Glück, der Freundschaft verschiedener Männer zu genießen, die mit der äußersten Rechtschaffenheit und mit unermüdetem Fleisse ihre Geschäfte betreiben, und die ganze Muße, welche diese ihnen lassen, einzig mit der Bildung ihres Herzens, ihres Verstandes und ihres Geschmackes zubringen. Unter ihnen ist auch mein F . . . , welcher der Welt bereits merkliche Beweise seiner Fortschritte dargelegt hat.

sie sich von ihnen, und wanderten in die Nachbarschaft, oder verliessen den Erdboden gänzlich. Die erwähnten Umstände müssen alsdann eine Veränderung gelitten haben; entweder haben einige ein übermässiges unproportionirtes Wachsthum erlangt, sind in Saamen geschoffen, der Luxus ist in Ueppigkeit, die Freyheit in Ausgelassenheit, die Religion in Aberglauben ausgeartet; oder es sind entgegengesetzte an ihre Stelle gekommen, das Volk ist in Sklaverey gerathen, hat eine andere Regierungsform erhalten, seine Religion hat eine üble Wendung genommen, es ist unter einen andern Himmelsstrich verpflanzt worden, u. s. w. Aber, mit *Dubos*, immer der Luft allein eine solche Revolution zuzuschreiben, und von dem Verfall des guten Geschmacks bey einer Nation, die ihn vorher hatte, allemal auf die Veränderung des Klima's zu schliessen, ist Etwas, das weder von der Vernunft begriffen werden kann, noch von der Erfahrung bestätigt wird.

Dreymal glückliche Griechen! welcher Sterbliche, in dessen Seele ein Funke himmlischen Feuers glimmt, kann eurer sich ohne

schwärmerisches Entzücken erinnern! Ueber euch hat eine Zeitlang unfre holde Mutter Natur ihr Füllhorn bis auf das letzte Körnchen ausgeleert! Ihr genosset der reinsten Himmelsluft und der erquickendsten Sonnenstrahlen. Die Religion eures Volkes war zwar die fabelhafteste, aber für die Künste und Wissenschaften die fruchtbarste: sie war bilderreich und duldend. Sie verbot euren Weisen nicht das Denken, noch den anders Denkenden unter euch das Leben. Ihr kanntet weder Kränkungen der Menschheitsrechte, noch Scheiterhaufen, noch mit Teufeln bemalte Mützen, noch gelbe Ärmel *), um die von euren Mitgeschöpfen auf dieser Welt zu plagen, die sich von einer zukünftigen andern Vorstellungen machten, als ihr. In eurer Seele wohnten Menschlichkeit, Empfindsamkeit, Gastfreyheit, Gefelligkeit: und euren schönen Seelen glichen

*) In unserm erleuchteten Jahrhunderte, worin man die Religion so sehr verfeinert wissen will, und von allen Seiten Menschenliebe und Duldung predigt, gab es dennoch Oerter, wo niemand von einer gewissen unterdrückten Nation ohne dieses schimpfliche Zeichen auf seinem Kleide sich auf die Straße wagen durfte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte,

eure schöne Körper. Eure Regierung war die vortrefflichste; alles nahm Antheil daran; keine einzige Kraft eines einzigen Menschen durfte für das Ganze verloren gehen. Künste und Wissenschaften waren mit ihr aufs innigste verwebt: die Tonkunst modelte eure Sitten; *) Schauspiele, Kämpfe und Tänze waren eure Ergötzungen; die Beredsamkeit lenkte den Entschluß des Volkes, und Dichtkunst und Bildhauerey belohnten dessen Ausführung; der Gedanke: *Vaterland*, setzte alle eure Triebräder in Bewegung. Daher ward euer Genie den Weisen der Erde, was euer Arm den Mächtigen war; daher bleiben euer Homer und Euripides, euer Zeuxis und Demosthenes die unachahmlichen Muster, welche alle zukünftige vom Pöbel gesteinigt zu werden. Nur seit kurzem erst hat ein weiserer und menschlicherer Regent dieses Schandmahl seiner eigenen Religion daselbst abgeschafft.

*) Plato sagt in seiner Republik: *die Musik kann in keinem Staate verändert werden, ohne dass die Sitten des Volkes zugleich mit eine Veränderung leiden.* Wir können uns daraus einen hinlänglichen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser Kunst bey den Griechen machen, ob uns gleich keine sichere Spuren von ihrer Beschaffenheit zurück geblieben sind. Von der unsrigen kann schwerlich ein Plato dieses behaupten.

Jahrhunderte sich zur Nachahmung vorsetzen, ohne sie je erreichen zu können! — Aber die Barbaren, die euer gefegnetes Land überschwemmt haben, und euch unter dem Ioche halten, wie find sie ausgeartet! — Sie genießen eures Klima's, eurer milden Sonne, besitzen aber nicht eure weichgeschaffenen Seelen; *) sie ertragen willig die Fesseln ihres Despoten, **) und finden, gleich ihm, in den größten körperlichen Lüsten ihr höchstes Gut. Ihre Religion unterdrückt in ihnen jeden emporstrebenden Keim höherer Kräfte; sie unterfagt der Vernunft das Denken, und der Einbildung das Bilden. Daher find die Mufen ihnen entflohen, und unter einen rauhern Himmel, aber zu menschlicheren Menschen hingezogen. Bil-

*) *Per hos (Turcas) primum correpta pars Asiae, quae olim fluere deliciis dicebatur. Hinc sub Amurathe in Europam, ligurum ope remigioque transvectis, illa Graecia, illud Musarum domicilium concessit in praedam. Ipsi tamen dura indole eluctati humanitatem in majorum feritate perseverant prorsus ut intelligas, sub molli caelo immania ingenia esse posse. Barclai Icon animor. cap. IX.*

**) *Nec in aliis gentibus constantior in modestos & legitimos Principes fides, quam aliis in atrocem, cui se damnaverunt, Tyrannidem. ibid.*

dende Künfte find von ihnen verbannt; Dichter kennen sie nicht; ihre Tonkunst ist ein nichtsbedeutendes Geheul; sie wurden die Geißel der menschlichen Vernunft. *) O Griechen, Griechen, welche grausamere Rache an euren Unterdrückern hättet ihr euch von den Göttern erflehen können!

Ich habe mit Fleiß die beiden äußersten Enden des Geschmacks gegen einander gehalten: von der einen Seite seine vollkommenste Reife unter den günstigsten Umständen, von der andern seinen größten Verfall unter den widrigsten. Der Zustand der Künfte und Wissenschaften unter den europäischen Völkern in den spätern Jahrhunderten muß sich darnach bestimmen lassen, in wie fern sie in Ansehung dieser Umstände diesem oder jenem Ende näher kommen. Aber ich enthalte mich dieser Anwendung; denn, wie gesagt, es werden dazu Fähigkeiten und ausgebreitete Kenntnisse erfordert, deren Mangel ich nicht undeutlich in mir

*) *Turcarum ferum genus, & ad urbium, artificiorum, scientiæ excidium natum, nostris vitiis quam sua virtute felicius fuit. ibid.*

verspüre. Ich bin zufrieden, wenn der Maßstab, den ich angegeben habe, nur der wahre ist. Ich überlasse dessen Gebrauch geübtern Köpfen; meine Kräfte sind zu schwach dazu.

Z U S A T Z.

Der innere Werth der Tugend und der Schönheit ist zu unsern Zeiten ein wichtiger Streitpunkt in der Weltweisheit geworden. Nachdem das Menschengeschlecht von dem ersten Augenblick seiner Entstehung an erfahren hat, wie unentbehrlich sie ihm zu seiner Ruhe und Glückseligkeit sind; nachdem sie seit undenklichen Jahren fast die einzige Beschäftigung der größten Männer aller Völker ausmachten; nachdem man seit so vielen Jahrhunderten das Alterthum, wegen seiner unsterblichen Muster in beyden, beynahe angebetet hat: ist es wohl etwas auffallend, daß gerade dem achtzehnten die Kleinigkeit noch zu untersuchen aufbehalten blieb, ob denn Tugend und Schönheit Gegenstände der Vernunft, oder Gegenstände

des Gefühls find? Mit andern Worten: ob sie, gleich der Wahrheit, ein objectivisches unbedingtes Wesen haben, das von der Verschiedenheit empfindender Geschöpfe unabhängig ist, oder ob sie, gleich sinnlichen Phänomenen, einzig und allein in der persönlichen Organisation ihr Daseyn haben? Mit noch andern Worten: ob denn an diesen Dingen auch wirklich etwas *Reelles* ist, oder ob sie bloß ergötzende Blendwerke sind, deren Spiel von dem Gesichtspunkte abhängt, aus dem man sie betrachtet?

Hutcheson und *Hume* waren, so viel ich weifs, die ersten, welche die Empfindung von Lust und Unlust, von der die Vorstelllung moralisch guter oder böser Handlungen begleitet wird, genau zergliederten. Sie zeigten, vielleicht um dem System des groben Eigennutzes dadurch das Gleichgewicht zu halten, wie mächtig diese Empfindung ist, ohne Rücksicht auf unsern eigenen Vorthail und Schaden, ohne vorhergegangene Vernunftuntersuchung, uns zur Ausübung jeder Art von Tugend anzusporren und von jedem Laster abzuhalten. —

Wenn sie nun dieser Empfindung, wegen ihrer besondern Vorzüglichkeit, eine eigene Benennung beylegte, und sie durch den Ausdruck des *moralischen Gefühls*, des *moralischen Sinnes* bezeichneten: so konnte dieses, in der Sittenlehre sowohl als in der Seelenlehre, nur von wenigem Belange seyn. Wer will, kann eben so gut die angenehme Empfindung, die nach der Entdeckung einer Wahrheit, und die unangenehme, welche nach einer vergeblichen Untersuchung der Wahrheit in uns entsteht, ein *Wahrheitsgefühl* nennen. Eben so kann man jede Lust und Unlust, welche verschiedene Arten von Vollkommenheits - und Unvollkommenheitsvorstellungen hervorbringen, nach diesen verschiedenen Arten besonders bestimmen. Im Grunde sieht man doch, daß alles auf dies einzige Hauptgesetz in der menschlichen Seele hinausläuft: *Die Vorstellung der Vollkommenheit gewährt Lust, die Vorstellung der Unvollkommenheit Unlust*. Was thut es übrigens zur Sache, daß die Abtheilungen dieser Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten in verschiedene Unterarten nach Willkühr vervielfältigt wer-

den? — Allein man liefs es dabey nicht bewenden; man fing an, dieses sogenannte moralische Gefühl für einen ganz eigenen unabgeleiteten Sinn auszugeben; man glaubte, der Schöpfer habe dadurch der Seele ein besonderes Organ ertheilt, vermittelt dessen sie Tugend und Laster anschauend erkenne; man ging endlich so weit, dafs man es gar zum obersten *Principium der Sittlichkeit* machte, und ihm allein, unabhängig von der Vernunft, den Richterspruch über die Güte moralischer Handlungen übertrug. Das heifst, man kehrte die Sache gänzlich um; anstatt einzusehen, dafs diese moralische Empfindung blofs eine Folge des vorhergegangenen Vernunfturtheils über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Handlung sey, behauptete man, dafs dieses Urtheil dem vorhergegangenen Gefühle von Lust und Unlust folgen müsse. Eine eben so grofse Ungereimtheit, als wenn ein Meßkünstler die angenehme Selbstbefriedigung, die er nach der Auflösung eines verwickelten Problems empfindet, als ein sichres Kennzeichen der Richtigkeit seiner Auflösung ansehen wollte. Es ist aber
leicht

leicht einzusehen, auf welchem schwankenden Grunde das System der Sittlichkeit aufgeführt, und auf welchen geringschätzigen Werth diese gebracht wird, wenn man ihr ganzes Wesen bis zu einer sinnlichen Erscheinung heruntersetzt! Es ist noch nicht lange, daß eine ganze Gesellschaft Philosophen über den Vorzug zweyer Schriften sich nicht vereinigen konnte, von denen die eine mit sehr guten Gründen den objektivischen Werth, und die andere mit sehr schlechten das subjektivische Wesen der Tugend darthat. Sie überließ die Entscheidung dem Loose, und die Würfel erklärten sich — für den moralischen Instinkt. —

Aber niemand von den Anhängern des moralischen Sinnes treibt es so weit, als *Robinet*. Ihm ist gar nichts Anstößiges darin, das Gefühl vom Guten und Bösen, für einerley Art Empfindung mit dem Gefühle für das Süße und Bittere zu halten. „Beyde, sagt er, sind ein innerer Zustand der Seele, in welchen sie, wider ihren Willen, durch die Gegenwart eines äußern Gegenstandes versetzt wird. Mein Arzt mag sagen, was er will, er kann doch

„nicht machen, daß ich seinen bitteren Trank
 „füß finde. Ein Böfewicht mag alles vor-
 „bringen, was Sophisterey und eine verfäng-
 „liche Metaphysik seiner Beredsamkeit darbie-
 „ten, um das Abscheuliche seines Lasters zu
 „entschuldigen oder zu vermindern; innerlich
 „werde ich ihn dennoch tadeln, selbst wenn
 „ich die Früchte des Lasters genieße.“ *) *Ia*,
 diese falsche Analogie verleitet ihn gar dahin,
 daß er das Mittel, durch welches die Seele die
 Sittlichkeit der gegenwärtigen Handlungen er-
 fährt, gleich wie bey den Gegenständen der
 übrigen fünf Sinne, für etwas Körperliches
 hält. Es verbreiten sich, seiner Meynung nach,
 aus dem Sensorio communi Nervenfiebern bis
 an den äußern Umkreis des Körpers, die
 durch die Gegenwart sittlicher Handlungen,
 eben so wie das Netz- und Geruchshäutchen
 von den Strahlen und Ausdünstungen, erschüt-
 tert werden, den Eindruck der Seele zubrin-
 gen, und diese in einen angenehmen oder
 unangenehmen Zustand versetzen. Das mo-
 ralische Gefühl ist ihm vollkommen der sech-

*) *De la Nature Tom. I. p. 346.*

fte körperliche Sinn. Man lese die unten angeführten Stellen, und sage, ob sich eine herabgewürdigtere plumpere Sittlichkeit denken läßt! *)

Wie Robinet mit der Tugend, so macht es ein anderer französischer Weltweiser, nicht viel feiner, mit der Schönheit. „Wir haben einen Sinn, sagt er, der dazu bestimmt ist, über den Werth solcher Werke zu urtheilen, deren Vortreflichkeit in der Nachahmung rührender Gegenstände in der Natur besteht. — Es ist unser sechster Sinn, ob wir gleich seine Organe nicht sehen. Es ist derjenige Theil von uns, welcher über die

*) *Il est toujours vrai que toutes les sensations ne sont que des modifications du toucher. Le toucher, à mesure qu'il se subtilise & se perfectionne, devient la base de sensations plus parfaites. Quel risque de le supposer à un tel degré de finesse qu'il puisse occasioner dans l'ame un sentiment moral? Rien ne nous porte à présumer que l'analogie de la Nature, soutenue dans les autres sens, se démente pour celui-ci seulement. La similitude des opérations nous force au contraire à reconnaître l'uniformité de ses loix. Dasselbst S. 351.*

Und an einer andern Stelle.

Supposé qu'il y ait un organe moral, une extension nerveuse fibrillaire qui partant du sensorium commune, s'étende jusque vers certains points de l'économie interne, lesquels com-

„Eindrücke, die er empfängt, urtheilt, und,
 „mich eines platonischen Ausdruckes zu bedie-
 „nen, seine Ausprüche thut, ohne Lineal und
 „Zirkel dabey zu gebrauchen. Es ist das,
 „was man gemeiniglich das innere Gefühl
 „nennt. — Die Entscheidung solcher Dinge“
 (als das Urtheil über das Ganze eines Gedichts
 oder eines Gemähltes) heist es bey diesem
 Schriftsteller, „gehört nicht vor den Richter-
 „stuhl der Vernunft, die sich hierin dem Aus-
 „spruche der Empfindung, als der rechtmässi-
 „gen Richterin über solche Streitigkeiten, un-
 „terwerfen muß. — Unterfucht man wohl nach
 „logikalischen Gründen, ob ein Ragout einen
 „guten oder schlechten Geschmack habe? Wer

*muniquent avec d'autres filamens extérieurs analogues; com-
 ment un objet moral peut-il affecter cet organe de telle sorte
 que cette affection passe dans l'ame pour lui en faire connoître
 la moralité? — Suivons la mécanique des autres sensations;
 nous y verrons le type de celle-ci. Chaque substance porte avec
 soi sa couleur, sa saveur, ou plutôt ce qu'il faut pour en exci-
 ter immédiatement la sensation dans l'ame. Toute action ou
 qualité porte de même avec elle sa moralité, ou au moins ce
 qu'il faut pour la faire sentir à l'ame. Quand un objet se peint
 dans l'oeil, il s'y peint avec sa couleur & sa figure: quand le
 son frappe mon oreille, il y parvient avec le ton qu'il a, grave
 ou aigu. De même une action dont je suis témoin, m'est pré-*

„hat es sich jemals, um ein Ragout zu beur-
 „theilen, in den Sinn kommen lassen, erst me-
 „taphysische Grundsätze über den Geschmack
 „festzusetzen, darauf eine Erklärung von den
 „Eigenschaften aller zu einem Ragout gehörigen
 „Ingredienzien zu geben, endlich das bey
 „der Vermischung derselben beobachtete Ver-
 „hältniß zu untersuchen, und nun das Urtheil
 „daraus abzufassen, ob das Ragout gut oder
 „schlecht sey? Es geschieht nichts von dem
 „allen. Wir haben einen Sinn, welcher fähig
 „ist zu unterscheiden, ob der Koch nach den
 „Regeln seiner Kunst verfahren ist. Man kostet
 „das Ragout, ohne einmal diese Regeln zu
 „wissen; und so wird man inne, ob es gut

sente avec sa moralité: si on me la raconte, les mots frappent mon oreille avec le caractère de l'action qu'ils expriment. Il est vrai, la moralité des actions n'est ni visible, ni palpable; je ne dis pas non plus que nous la voyons ou que nous la touchons. Mais cela n'empêche pas qu'elle ne devienne sensible par son organe propre. Le son n'est ni visible, ni tactile; en est-il moins sensible à l'ame au moyen du nerf acoustique? Ainsi, quoique les objets moraux ne nous soient pas sensibles comme peints dans l'oeil, ni comme sentis par les fibres olfactives de l'odorat, ils le deviennent par l'impression qu'ils font sur l'organe de leur sens particulier, appelé pour cette raison sens moral. Daselbst S. 355.

„schmeckt. So ist es gewissermaßen auch mit
 „den Werken des Geistes und mit Gemälden,
 „als die den Endzweck haben, uns zu rühren
 „und zu gefallen.“ — Und dieser Schriftsteller
 ist Dubos *), ein Mann der uns drey Bände
 mit unvergleichlichen Anmerkungen über den
 Geschmack in den schönen Künsten und Wis-
 senschaften geliefert hat. — Ueber den guten
 oder schlechten *Geschmack* eines Ragouts, wür-
 de er uns schwerlich so viel Vortrefliches ha-
 ben sagen können!

Und woher dieses? Warum würde er die-
 ses schwerlich gekonnt haben? Warum ist der
 Geschmack eines Ragouts keiner solchen kriti-
 schen Untersuchung fähig, als der Geschmack
 am Schönen? Warum hat die Vernunft da so
 wenig, und hier so viel zu urtheilen, zu billi-
 gen, zu tadeln und Regeln anzugeben? Es
 muß doch also mit der Schönheit eine etwas
 verschiedene Bewandniß haben; sie muß mehr
 Vernunftstoff enthalten, als jener grobe Gau-
 menkützel; sie muß mehr Objektivisches in

*) S. dessen kritische Betrachtungen über die Poesie und
 Mahlerey, des zweyten Theils XXII Abschnitt.

sich fassen, das bloß zum Gebiete der Vernunft gehört, und worüber kein Gefühl befugter Richter seyn kann. —

Und dieß gesteht Dübos unvermerkt selbst ein. „Man erlaube mir, sagt er, mich ein wenig sonderbar auszudrücken. Die Vernunft will nicht, daß man über ein Gedicht, oder ein Gemälde vernünfte, man müßte es denn thun, um das Urtheil der Empfindung dadurch zu rechtfertigen.“ Vortreflich! Kann die Vernunft die Empfindung rechtfertigen, so muß es doch Vernunftregeln geben, nach denen die Empfindung beurtheilt wird, mit denen sie übereinstimmen, denen sie zuwider seyn kann. Daraus folgt, daß dasjenige in dem Gegenstande, was die Empfindung der Schönheit hervorbringt, etwas Objektivisches seyn muß; denn der Gegenstand der Vernunft ist allemal etwas Objektivisches. Ist aber dieses, so sehe ich nicht ein, warum diese Rechtfertigungsregeln nicht auch Richtungsregeln abgeben sollen, um die Empfindung im voraus darnach bestimmen zu können?

„Das Publikum, sagt unser Kunstrichter weiter, „entscheidet nach der Empfindung, „und daher immer richtig.“ Allerdings entscheidet es richtig, aber nur so lange es über seine Empfindung urtheilt. Ich werde durch die Anschauung dieses Kunstwerkes in einen angenehmen, durch die Anschauung eines andern in einen unangenehmen Zustand versetzt: wer kann mir dieses streitig machen? Aber *jenes ist schön, und dieses hässlich, d. i. jenes ist von der Beschaffenheit, daß es nach den Regeln des Geschmacks eine angenehme Empfindung hervorbringen muß, und dieses von entgegengesetzter Beschaffenheit* — dies ist ein Urtheil, das sich weiter als auf meine Empfindung, das sich auf das Objektivische in dem Kunstwerke erstreckt. — Wie es scheint um dieser Schwierigkeit auszuweichen, sucht Dübos sein richtendes Publikum etwas einzuschränken. Er will darunter nicht den Pöbel verstanden wissen, sondern Leute, die lesen, Schauspiele kennen, Gemählde gesehen haben, und ihre Verschiedenheit bemerken; er setzt so gar hinzu, daß die Anzahl derer, die zum Publikum

gehören, sich jedesmal nach dem Werke richtet, das beurtheilt werden soll. — Man fielehet aber, daß er es dadurch mit dem Wesentlichen seines Systems gänzlich verdirbt. Denn wozu eine Einschränkung des Publikums, wenn die Schönheit der Gegenstand eines sechsten Sinnes ist? In der Richtigkeit subjektivischer Urtheile über sinnliche Empfindung, darf niemals unter verschiedenen Subjekten ein Unterschied gemacht werden. Wer Augen und Ohren hat, müßte das Recht haben, über Gemählde und Musik Urtheile zu fällen; denn er thut es, indem er seinen eignen Zustand ausdrückt, worüber jeder Mensch zu allen Zeiten richtig urtheilt. Zu dem Publikum, welches den Geschmack eines Ragouts (mit welchem Dübos den Geschmack vergleicht) mit Recht beurtheilt, gehört der roheste Hottentott so gut, als der weise Stagirit. — So bald wir aber durch die Vernunft die Beschaffenheit derer bestimmen wollen, deren Urtheil über die Schönheit gültig seyn soll, so setzen wir nothwendig schon voraus, daß in dieser etwas Objektivisches seyn, und das Urtheil sich weiter

als bloß auf den subjektivischen Zustand erstrecken muß:

Ich begreife nicht, wie die Anhänger des subjektivischen Werthes der Schönheit, diese so offenbar mit der Empfindung des Wohlgefallens, welche sie hervorbringt, verwechseln und für völlig einerley halten können. *) Nicht doch: Wohlgefallen ist eine Folge der Schönheit, nicht Schönheit selbst; und unter jenem versteht man bloß die Empfindung der Lust, die bey der Vorstellung jeder Vollkommenheit in uns entspringt. Ueberdies, wenn man annimmt, daß dieses Wohlgefallen mit der Schönheit einerley sey, so ist es so viel, als behauptete man, Schönheit sey die einzige Eigenschaft eines Gegenstandes, welche die Empfindung der Lust in uns zu erwecken vermöge; da es doch so verschiedene andere Arten von Eigenschaften giebt, als das Gute, das Nützliche

*) Schönheit, sagt Hutcheson, bedeutet, wie andere Namen der sinnlichen Ideen, eigentlich die Vorstellung eines Geistes. *Kalt, heiss, bitter, süß*, bedeutet die hervorgebrachte Empfindung in unsrer Seele, mit welchen die Gegenstände vielleicht keine Aehnlichkeit haben, ob wir uns gleich die Sache gemeinlich anders vorstellen. S. dessen Untersuchung unserer Be-

und die deutliche Vollkommenheit, durch welche ein Gegenstand eben diese Empfindung der Luft in uns hervorbringt. Wenn wir also sagen, dieser Gegenstand gefällt uns, so drücken wir freylich unsern eigenen Zustand aus, aber keinesweges die Beschaffenheit des äußern Gegenstandes, die uns in diesen Zustand versetzt. Diese ist immer etwas Objektivisches, und kann bloß von der Vernunft entdeckt werden.

Wenn man dieses erwägt, so fällt freylich die Schwierigkeit von der Verschiedenheit der Urtheile über die Schönheit, auf welche man sich gewöhnlich bey der Vertheidigung ihres bloß subjektivischen Werthes beruft, gänzlich weg. Es ist immer derselbe Fall, daß man die verschiedene Empfindung, die ein Gegenstand auf verschiedene Menschen macht, mit der Verschiedenheit der Urtheile über diejenige Beschaffenheit des Gegenstandes, welche die Ursache dieser Empfindung ausmacht, ver-

griffe von Schönheit und Tugend. S. 17. — Eben so Herr Riedel: Die Schönheit ist bloße Idee, bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objekts; sobald dieses da ist, so ist Schönheit da, mag doch das Objekt beschaffen seyn, wie es will. S. Dessen Briefe an das Publikum. S. 44.

mengt. Die Empfindung eines jeden Menschen ist immer richtig; aber nicht immer ist es sein Urtheil über die Ursache seiner Empfindung. Mag doch der hottentottische Bräutigam *Tquaffouw* seine Braut *Knonmquaiha* immerhin darum liebenswürdig finden, „weil sie
 „eine gequetschte Nase, schlaffe bis auf den
 „Nabel herabhängende Brüste, und ihren ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeizt hat,
 „weil ihre Haarlocken von Schmeer triefen,
 „und die Füße und Arme mit frischem Gedärme umwunden sind.“ Was folgt daraus? Nichts, als daß dieser Unhold, vor dem wir fliehen würden, dem Einwohner von Hessaqua dennoch gefällt, in seiner Seele dennoch das Gefühl von Lust erweckt; es folgt aber keinesweges, *warum* er ihm gefällt? Er sage uns, so und nicht anders muß der Gegenstand beschaffen seyn, wenn er mir liebenswürdig seyn, wenn er meine Begierde reizen soll; gut, er spricht von seiner Empfindung, und wir müssen es ihm glauben. Aber, will er uns dociren, woher diese Lust in ihm entsteht,

und uns überreden, daß bloß die *Schönheit* des Gegenstandes die Ursache davon sey; dann müssen wir ihm für seinen Unterricht danken. Er ist dann nicht mehr der Hottentotte, der Empfindung erzählt, sondern der Hottentotte, der vernünftelt; und hierin sind wir nicht schuldig, ihm Glauben beyzumessen. Die Erklärung der Ursache von seiner Empfindung ist nicht seine Sache. Diese überlasse er den Seelenforschern, welche, nachdem sie seine Neigungen und seine Gemüthsbeschaffenheit untersucht, aus ganz andern Gründen es herleiten werden, warum dieser ekelhafte Gegenstand gerade derjenige ist, der seine Begierde am meisten reizt.

Wir haben also eine doppelte Quelle, woraus das Widersprechende unter den Geschmacksurtheilen verschiedener Menschen entspringt. Erstlich, die *Verwechslung verschiedener Ursachen von einerley Folgen*. Vollkommenheit ist die einzige Beschaffenheit eines Gegenstandes, welche die Empfindung von Lust hervorbringt, und wir können von dem Daseyn dieser auf das Daseyn jener allemal mit Zuverlässigkeit schließen. Allein die Vollkom-

menheit ist ein allgemeiner Begriff, und besteht aus einer Menge einzelner Unterarten, die alle, in der Vorstellung, dieselbe Empfindung von Lust zur Folge haben; und daher ist der Schluss von dieser auf das bestimmte Daseyn einer von diesen Unterarten sehr oft trügerisch, und kann niemals als gültig angesehen werden, wenn er sich nicht von der Vernunft herschreibt, welche die *innere Beschaffenheit* des vollkommenen Gegenstandes genau untersucht. Ich habe bereits erwähnt, wie oft wir die Lust, welche aus der Anschauung eines Gegenstandes entspringt, den wir, in so fern er zur Befriedigung sinnlicher Begierden nützlich ist, für vollkommen halten, mit der Lust, welche die Anschauung der Schönheit uns gewährt, verwechseln. Bey der körperlichen Wollust ist dieses allgemein. So lange es Menschen gab, die sich nach dem Genuße der Geschlechtsneigung sehnten, haben sie immer in demselben die beyden Arten von Vollkommenheiten, die Schönheit und das physisch Nützliche, mit einander verknüpft, ungeachtet es an und für sich zwey ganz verschiedene Genußarten sind: der Reiz

der Gefühlsnerven, und die Vorstellung von der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zur Einheit in der äußern Form des Gegenstandes, und ein Blindgeborener eben sowohl des ersten, als ein Verschnittener der letzten, vollkommen unvermischt genießen muß. — Bey dem Genuße der übrigen drey Sinne ist die Schönheit von keinem so starken Einflusse. Wir sind zufrieden, wenn ein Gericht nur nicht durch in die Augen fallende Häßlichkeiten Ekel hervorbringt. Die Schönheit seiner äußern Form trägt nicht das mindeste dazu bey, daß wir uns nach dessen Genuße desto mehr sehnen sollten. Eben so ist es mit dem Geruche. Der Wohlgeruch einer Blume steht so wenig mit der Schönheit ihrer Form in Verknüpfung, daß keine dieser Eigenschaften durch die andere einen Zuwachs in der Vorstellung empfängt, und wir werden fast gar nicht verleitet, wegen des Daseyns der einen das Daseyn der andern zu erwarten. Auch die Annehmlichkeit einer Musik gewinnt oder verliert nichts durch die Schönheit und Häßlichkeit des Instruments oder der Person, die sie hervorbringt. — Es

scheint also eine von jenen weisen Veranstaltungen der Natur zu seyn, vermittelt deren sie immer die wichtigsten Endzwecke durch die mächtigsten Triebwerke zu erlangen sucht, daß sie gerade den größten physischen Trieb, der aber zur Erhaltung des Geschlechtes am unentbehrlichsten ist, mit dem feinem und unwiderstehlichen Verlangen nach Vorstellung der *Schönheit in Verbindung* gesetzt hat, damit der Mensch nicht bloß durch das langsam wirkende innere Bedürfnis des Körpers, sondern auch zugleich durch schnellere und von außen wirkende Reize, häufiger und geschwinder zu jenem großen Geschäfte der Fortpflanzung angespornt würde. — Aber diese Verknüpfung zwischen Schönheit und physischem Genuß ist wechselseitig; eben so, wie jene diesen veredelt, so setzt dieser jene einigermaßen herunter. Und es ist leicht zu begreifen, wie bald man sich gewöhnt, bloße Vollkommenheitsmomente der Wollust zu den Momenten der Schönheit hinüber zu tragen, und von der Lust, die durch Anschauung jener in uns entsteht, fälschlich auf das Daseyn der Schönheit zu
schlie-

schließen. Wenn man nun bedenkt, welchen Einfluß Konstitution des Körpers, Beschaffenheit des Gemüths, und Neigungen überhaupt, auf die Vorstellung der Vollkommenheitsmomente in der Wollust haben; so wird man sich mit leichter Mühe die verschiedenen Urtheile über die Geschlechterschönheit unter verschiedenen Menschen und Völkern erklären können, ohne gezwungen zu seyn, aus dieser Verschiedenheit den Schluss zu ziehen, daß die Schönheit an sich von wandelbarer Natur sey, und bloß in der subjektivischen Vorstellung ihr Daseyn habe.

Die zweyte und allgemeinere Quelle von der Verschiedenheit der Urtheile über Schönheit, ist die oben aus einander gesetzte *Verschiedenheit des Haltungsgefühls*. Man kann vielleicht die Allgemeinheit dieser Verwechslung von verschiedenen Ursachen einer und derselben Folge, in Zweifel ziehen, indem man annimmt, daß die angenehme Empfindung, welche jede besondere Art von Vollkommenheit hervorbringt, etwas eigenthümliches hat, und daher auch in den meisten Fällen, (denn bey

der Vorstellung der Geschlechter Schönheit würde diese Behauptung der täglichen Erfahrung zuwider seyn) die Lust, welche Schönheit gewährt, von der Seele anschauend als verschieden von derjenigen erkannt wird, welche die Vorstellung einer andern Vollkommenheit, als des *Guten* oder des *Nützlichen*, gewährt, ob wir gleich diese Verschiedenheit nicht durch Worte beschreiben können: eben so, wie wir den angenehmen Geruch einer Viole von dem angenehmen Geruch einer Hyacinthe durch die Empfindung sehr wohl unterscheiden, und dennoch nicht im Stande sind, diesen Unterschied deutlich zu machen. Allein gesetzt auch, dieses werde zugegeben, so bleibt es dennoch unläugbar, daß ein Gegenstand, den wir uns in irgend einer interessanten Absicht besonders als vollkommen vorstellen, einen lebhaftern Eindruck auf uns macht, und unsre Aufmerksamkeit stärker an sich zieht, als ein Gegenstand, den wir als weniger vollkommen betrachten. Und mehr braucht es nicht, um unser Urtheil über die Schönheit zu verfälschen, und selbst diese eigenthümliche Schönheitsempfindung

durch die Anschauung eines Gegenstandes in uns zu erwecken, der an sich häßlich ist, und in einem andern Subjekte die entgegengesetzte Empfindung hervorbringt. Denn, wie ich bereits weitläuftiger gezeigt habe, das wichtigste Stück bey der Schönheit ist die Haltung, folglich beym Geschmack, das Haltungsgefühl; und da dieses bloß in dem gehörigen Grade von Lebhaftigkeit des Eindrucks besteht, welchen jedes einzelne Stück in der Mannichfaltigkeit auf das Gemüth macht: so muß auch alles was dazu beyträgt, diese Lebhaftigkeit zu verstärken oder zu schwächen, das Haltungsgefühl und also auch die Vorstellung der Schönheit verändern. — Ich habe zwar oben nur einiger von den groben sinnlichen Begierden Erwähnung gethan, deren Einfluß auf das Haltungsgefühl offenbar in die Augen fällt. Es versteht sich aber, wie ich glaube, von selbst, daß bey nahe keine Neigung, keine Gewohnheit, keine Meynung, kein Vorurtheil, keine dunkle Vorstellung in der Seele vorhanden ist, wodurch das Haltungsgefühl nicht eine Veränderung leidet. Man weiß, daß manches Gesicht wegen eines

einzigem Zuges, der sich darin findet, uns gleich bey dem ersten Anblick für oder wider sich einnimmt, ohne daß wir vermittelt der genauesten Untersuchung unfres Innersten im Stande sind, uns Rechenschaft von dieser Erscheinung zu geben, deren Ursache vielleicht in den ersten Jahren unserer Kindheit aufgesucht werden muß, da Menschen mit ähnlichen Zügen einen lebhaften, angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf uns gemacht haben. Eben so ist es mit jedem andern Gegenstande: wenn er selbst, oder ein mit ihm verwandter, einst mit besonderer Lebhaftigkeit auf unsere Vorstellung gewirkt hat, so macht seine Gegenwart wieder einen lebhaftern Eindruck auf uns, ohne daß wir uns der Ursache allemal bewußt sind. Von der Gewohnheit ist es bekannt, wie mächtig sie ist, die größte Lebhaftigkeit der angenehmen Eindrücke so wohl als der unangenehmen allmählich so herunter zu stimmen, daß diese fast unbemerkt bleiben. Sie kann aber auch, eben wegen dieser Verringerung der Lebhaftigkeit und der daraus folgenden leichten Fasslichkeit der Gegen-

stände, denselben Reiz ertheilen, und in uns Anhänglichkeit und Wohlgefallen an ihnen erregen. Wir halten daher oft Dinge für schön, weil wir ihrer gewohnt sind; und ein großer Künstler und vortreflicher Schriftsteller, wie ihn *Beatties* nennt, schweift gar so weit aus, daß er das Vergnügen, welches uns schöne Formen und Figuren gewähren, bloß davon herleitet, daß sie in der Natur am öftesten vorkommen und unsre Seele ihrer mehr als anderer gewohnt ist. *) So auch umgekehrt: das Ungewöhnliche ertheilt oft den gleichgültigsten Dingen ein erstaunliches Wirkungsvermögen, so daß sie auffallend und frappant werden. Gebräuche, Meynungen und Vorurtheile verwandeln die wichtigsten und erhabensten Gegenstände in nichtsbedeutende, unwirksame; andern nichtswürdigen und verächtlichen legen sie oft solch ein erhabenes heiliges Wesen bey, daß sie mit Erstaunen betrachtet werden, und das ganze Gemüth in Erschütterung setzen. Alles dieses zusammen genommen, so wird man abermals leicht begreifen, wie verschieden das

*) S. *Beatties*, S. 228 in der Anmerkung.

Haltungsgefühl bey verschiedenen Menschen und Völkern seyn muß, und wie richtig der Hottentotte von einem Gegenstande sagen kann: *dieser bringt in mir die angenehme Empfindung hervor, welche der Schönheit eigenthümlich ist*, der dessen ungeachtet an und für sich ein Muster von Häßlichkeit seyn mag. Denn gesetzt, daß seine Häßlichkeit in einer nach der objektivischen Regel des Geschmacks unrichtigen Haltung besteht, die aber dem Haltungsgefühle dieses Hottentotten gerade entspricht, so kann es nicht fehlen, der Gegenstand muß bey ihm die Empfindung der Schönheit hervorbringen.

Ich weiß es mir nicht zu erklären, woher es kommt, daß man, um die Erkenntnisfähigkeit der Schönheit zu bezeichnen, sich der Analogie des größten unter allen fünf Sinnen, des Geschmacks bedient, bey welchem gerade die größte Verschiedenheit unter den Menschen Statt findet? Man könnte sie mit eben dem Rechte das *Geficht* oder das *Gehör* benennen. Und hätte man dieses gethan, so würden wir vielleicht manches Streites über das Wesen der

Schönheit überhoben gewesen feyn, da die Menschen über die Beschaffenheit der Gefichts- und Gehörsgegenstände weit weniger uneinig find, und ihnen gewöhnlich mehr objektiviſches Gehalt zuſchreiben. Ich kenne faſt keinen Satz, von dem eine gröbere und falſchere Anwendung gemacht worden wäre, als den: *de gustibus non eſt diſputandum*, der allem Vermuthen nach in einer ſchmaufenden Geſellſchaft, wo man ſich über den Vorzug verſchiedener Gerichte nicht vergleichen konnte, ſein Daſeyn erhielt, und den man hernach, wegen der Aehnlichkeit des Ausdruckes *Gefchmack*, auf die Erkenntniß der Schönheit übergetragen hat, als wenn dieſe von völlig einerley Beſchaffenheit mit jenem Gaumenkützel wäre.

Aber Weltweiſe hätten ſich nicht durch dieſe erſchlichene Aehnlichkeit zu dem Irrthume ſollen verleiten laſſen, der Schönheit allen objektiviſchen Werth abzuſprechen, und ihr ganzes Weſen in eine bloß ſubjektivifche Erſcheinung zu ſetzen. Noch mehr, ſie hätten erwägen ſollen, daß, nach den genaueſten philoſophiſchen Gründen, eine ſolche Meynung,

selbst von dem körperlichen Geschmacke falsch, und daß es in eigentlichem Verstande ein Widerspruch ist zu behaupten, daß irgend Etwas ganz subjektivisch sey, ohne einen äußern objektivischen Grund zu haben, oder daß eine Erscheinung bey verschiedenen Menschen verschieden seyn könne, ohne daß diese Verschiedenheit zugleich mit in dem äußern Gegenstande, der die *Erscheinung* wirkt, gegründet ist. Dieses ist keine metaphysische Spitzfindigkeit, es ist eine Folge der ersten Grundsätze einer gefunden Ontologie. Denn wenn man bedenkt, daß jedes wirkliche Ding von allen Seiten bestimmt seyn muß, so daß ein unendlicher Verstand aus einer jeden Eigenschaft desselben das Daseyn und die Art des Daseyns aller übrigen erkennen kann; so folgt, daß dasjenige, was durch seine Wirkung in einem Gegenstande hervorgebracht wird, welches die subjektivische Erscheinung ausmacht, gleichergestalt in dem Dinge erkannt werden und folglich einen Bestimmungsgrund haben muß. Denn da diese Erscheinung doch eigentlich die Art der Wirkung bestimmt, so würde, wenn

sie nicht in dem Dinge gegründet wäre, in diesem sich eine Eigenschaft finden, deren Art des Daseyns nicht bestimmt, und von einem unendlichen Verstande nicht erkannt werden könnte, das heist, es würde aufhören ein wirkliches Ding zu seyn. Es ist also unmöglich, daß eine und dieselbe Wirkung eines Dinges in unterschiedenen Subjekten verschiedene Erscheinungen hervorbringen kann, sondern die Wirkung selbst muß samt ihren Bestimmungsgründen in dem Dinge eben so mannichfaltig seyn, als verschiedene Erscheinungen es giebt, die sie in verschiedenen Subjekten zur Folge haben, damit ein unendlicher Verstand in jedem Gegenstand im voraus lesen könne, welche Erscheinung seine Wirkung in diesem oder jenem Subjekte hervorbringen werde.

Allein da unsere Erkenntniß von der wesentlichen Beschaffenheit der äußern Dinge sehr eingeschränkt ist, und wir daher die Verknüpfung zwischen ihren Eigenschaften und den Erscheinungen, die sie in uns hervorbringen, so wenig einzusehen vermögend sind; so verfahren wir in der Schätzung ihres Werthes nach

gewissen unvollständigen Regeln, denen zufolge wir einige für wirkliche Eigenschaften halten, die in den äußern Dingen, unabhängig von aller Erkenntniß, vorhanden sind; andre hingegen für bloße subjektivische Phänomene ansehen, welche zwar durch die Wirkung äußerer Gegenstände in uns entstehen, aber nicht die mindeste Verwandtschaft mit diesen haben. Und es ist wohl der Mühe eines Weltweisen werth, diesen subjektivischen dunkeln Gesetzen nachzuspüren, um sie wenigstens als psychologische Erscheinungen in der menschlichen Seele kennen zu lernen. — Ich habe es bey einer andern Gelegenheit, zum Behufe der allgemeinen deutschen Bibliothek, versucht, einige dieser Gesetze zu entwickeln; und die Wiederholung scheint mir hier nicht ganz am unrechten Orte zu seyn. Sie laufen, meiner Meynung nach, auf folgende hinaus:

1. Auf den Abstand des Körpers von uns, während seiner Wirkung.
2. Auf die Lebhaftigkeit der Wirkung und ihre Fortdauer in uns, wenn der äußere Gegenstand nicht mehr gegenwärtig ist.

3. Auf das unveränderliche Beyammenfeyn der Wirkung und des Gegenstandes zu allen Zeiten und an allen Orten.
4. Auf die Gleichheit der Wirkungsart bey verschiedenen Subjekten.

Je näher uns also ein Gegenstand während seiner Wirkung ist; je schwächer und je kürzere Zeit diese, nach der gänzlichen Entfernung des Gegenstandes, in uns zurück bleibt; je feltner eine Wirkung, abgefondert von einem bestimmten Gegenstande, angetroffen wird, und je gleichförmiger die Empfindung einer Wirkung bey verschiedenen Menschen ist: desto mehr wird die erweckte Vorstellung als eine Eigenschaft dem äußern Gegenstande zugeschrieben. Hingegen umgekehrt: je entfernter der Gegenstand während seiner Wirkung von uns absteht; je lebhafter und länger diese in uns fort dauert, wenn der Gegenstand zu wirken aufgehört hat; je öfter diese Wirkung ohne diesen Gegenstand, oder dieser Gegenstand ohne diese Wirkung empfunden wird, und je verschiedener diese Wirkung bey verschiedenen Menschen ist: desto geneigter sind wir, die hervor-

gebrachte Vorstellung als ein Phänomen anzusehen, das bloß in uns existirt, und mit der äußern Beschaffenheit des Gegenstandes gar keine Aehnlichkeit hat.

Nach diesem vierfachen Verhältnisse, glaube ich, läßt sich von unserer Schätzung der Empfindungen in den meisten Fällen Rechenschaft geben, in so fern sie nemlich weniger oder mehrere von den erwähnten Beschaffenheiten haben. Es müßten z. B. zufolge der ersten Regel, die Empfindungen, die wir durch den Geschmack und das Gefühl erlangen, am meisten für objectivisch gehalten werden, weil bey diesen der Gegenstand während seiner Wirkung uns am nächsten ist; alsdenn würden die Empfindungen des Geruchs, des Gehörs folgen: und diejenigen, die wir durch das Gesicht erlangen, müßten am wenigsten als objectivisch von uns vorgestellt werden; denn ihre Gegenstände wirken in der größten Entfernung. Aber die Erfahrung scheint im Gegentheile zu zeigen, daß je feiner der Sinn, folglich je entfernter von uns dessen Gegenstand während seiner Wirkung ist, wir desto geneigter sind,

die von ihm hervorgebrachte Empfindung in den äußern Gegenstand zu setzen. Das Süße und Bittere wird weit weniger für eine Eigenschaft des Gegenstandes gehalten, als der Geruch oder der Schall. Dafs die Farben Eigenschaften der äußern Gegenstände sind, ist, ehe wir die Theorie der Farben so genau kannten, selbst von Philosophen behauptet worden; aber nie ist es jemand in den Sinn gekommen zu glauben, dafs Wärme und Kälte, oder der Schmerz, den ein scharfes Eisen in unserm Körper hervorbringt, in den Gegenständen vorhanden sind. Allein der Umstand ist dieser, je feiner ein Sinn ist, desto schwächer und vorübergehender ist die durch dessen Gegenstand hervorgebrachte Empfindung, so bald derselbe aufhört zu wirken. Es ist nur ein schwaches und kurzdaurendes Bild, das uns von den Farben zurück bleibt, sobald wir die Augen verschließen, oder sie von dem Gegenstande abwenden. Eine rauschende Musik bleibt schon länger und heftiger in unsern Ohren; ein einmal empfundener übler Geruch hält sich noch länger in unserm Organ auf, und kann noch nach der

Entfernung des Gegenstandes eine Ohnmacht zuwege bringen; ein übler Geschmack erhält sich eine lange Zeit im Munde, und kann einen lange anhaltenden Ekel erwecken, und von der Dauer und Heftigkeit der Empfindung des Gefühls, ist das hinfällige Geschlecht der Menschen nur allzusehr überzeugt. Dazu kommt noch beym Geschmacke die vierte Beschaffenheit der *bloß subjektivischen* Eigenschaften, die so große Verschiedenheit der Empfindung bey verschiedenen Menschen, und bey der Wärme, Kälte und beym Schmerze die dritte Beschaffenheit der *subjektivischen* Eigenschaften, das Daseyn der Empfindung ohne die Erkenntnis des Gegenstandes der sie wirkt, durch einen andern Sinn, indem wir oft einen innerlichen Schmerz, eine innerliche Hitze und Kälte empfinden, ohne daß wir einen andren Gegenstand vor uns haben, dem wir sie zuschreiben können, als uns selbst. Diese Umstände zusammengenommen machen daher, daß wir die gröbern sinnlichen Empfindungen, ungeachtet der unmittelbareren Gegenwart ihrer Gegenstände, wenn sie in uns wirken, dennoch eher

für bloß subjektivisch ansehen, als die Empfindungen der feinern Sinne.

Dies scheint mir einiges von demjenigen zu seyn, wornach sich unsere Seele bey der Schätzung ihrer Vorstellungen auf eine dunkle Weise richtet. Bey dem Lichte der deutlichen Vernunft hingegen, müssen diese Scheinregeln gänzlich verschwinden; denn diese lehrt uns, wie ich gezeigt habe, daß es nichts bloß Subjektivisches giebt, sondern daß alle unsere Empfindungen ohne Unterschied, nichts als genauere Bestimmungen der Wirkungen von den äußern Gegenständen sind, in welchen alles auf bloße Kräfte hinausläuft. Erkannten wir diese deutlich, so würden wir alles, was wir jetzt Empfindung nennen, in Wahrheit verwandelt sehen, wir würden darüber streiten und sie *a priori* beweisen können, wir würden Geruchstheorien und Kochsysteme von mathematischer Evidenz haben. Allein selbst bey unserer gegenwärtigen eingeschränkten Kenntniß zeigt uns doch die Vernunft, daß die Schönheit auf keine Weise mit den Empfindungen der gröbern Sinne verwechselt werden

kann; und so lange wir noch außer Stand sind, das objektivische Wesen von diesen deutlich zu entwickeln, müssen wir den innern Werth des Bellvederischen Apollo, und den innern Werth der besten *plat de c * ls d'agneau frits* für zwey ganz ungleichartige Dinge halten.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerey.

H. HEINRICH
Buchbinderei
8303 Rottenburg / L.
Tel. 08781/1577

7/95

Herz, Markus,

Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit

Berlin 1790

L.eleg.g. 189

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574006-0

VD18 14480417-001